

Michail Jurjewitsch Lermontow

Ein Held unsrer Zeit

(Geroj našego vremeni)

1. Bela.

Ich hatte Tiflis mit einem Postfuhrwerk verlassen. Mein ganzes Gepäck bestand aus einem kleinen Koffer, der zur Hälfte mit Reisenotizen über Georgien vollgepfropft war. Zum Glück für dich, lieber Leser, ist der größte Theil dieser Manuscripte verloren gegangen, und zum Glück für mich ist mir der Koffer mit den übrigen Sachen, die er enthielt, erhalten geblieben.

Die Sonne begann bereits hinter den schneebedeckten Bergzinnen zu verschwinden, als ich in das Koyschauer Thal gelangte. Der Ossete, der mir als Kutscher diente, hörte nicht auf, seine Pferde anzuspornen, um vor Einbruch der Nacht den Koyschauer Berg zu erreichen, und sang daher unterwegs aus voller Kehle.

Welch ein prachtvolles Schauspiel gewährt dieses Thal! Von allen Seiten unersteigliche Berge, röthliche Felsen, bedeckt mit langen grünen Epheuranken und gekrönt mit dichtem Ahorngebüsch; hier und da auf den Abhängen die gelben Spuren reißender Bergströme und dort, ganz in der Höhe, der goldene Saum der Schneeberge, und endlich tief unten im Thal die Aragua, welche, nachdem sie einen andern namenlosen Fluß in sich aufgenommen, dessen Wasser schäumend aus einer finstern, mit nebelartigen Dünsten erfüllten Schlucht hervorstürzen, wie ein Silberfaden sich hinzieht und schimmert wie das Schuppengewand einer Schlange.

Am Fuße des Berges machten wir neben einem Duchan¹ Halt. Dort befanden sich etwa zwanzig Georgier und Bergbewohner, welche sich sehr laut unterhielten; und nicht weit von ihnen hielt eine Kameelkarawane, welche hier zu übernachten gedachte.

Ich war genöthigt, Ochsen vor meinen Wagen spannen zu lassen, um diesen verwünschten Berg zu erklimmen; denn es war bereits Herbst

¹ Persisch: Station.

und der Weg mit Glatteis bedeckt, – und dieser Berg hat eine Länge von ungefähr zwei Werst.

Was sollte ich machen? Ich miethete mir sechs Ochsen und einige Osseten. Einer von diesen nahm meinen Koffer, während die andern das Ochsendgespann durch ihr Geschrei anspornten.

Hinter meinem Wagen fuhr eine andere Telege. Ich bemerkte, daß, obgleich sie schwer beladen war, sie doch von nur vier Ochsen mit Leichtigkeit gezogen wurde. Dieser Umstand überraschte mich. Der Herr dieses Gefährts folgte zu Fuße nach und rauchte aus einer kleinen, silberbeschlagenen Kabardinerpfeife. Er trug einen Offiziermantel ohne Epauletten und eine tscherkessische Pelzmütze. Er mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Seine braune Gesichtsfarbe deutete dar auf hin, daß er bereits lange unter der kaukasischen Sonne gelebt, und sein vor der Zeit ergrauter Schnurrbart harmonierte nicht mit seinem festen Schritt und seiner männlichen Physiognomie. Ich ging auf ihn zu und grüßte ihn. Schweigend erwiderte er meinen Gruß mit einem Kopfnicken, wobei er eine ungeheure Rauchwolke in die Luft blies.

»Wie es scheint«, sagte ich, »sind wir Reisegefährten.« Wiederum nickte er schweigend mit dem Kopfe.

»Sie gehen ohne Zweifel nach Stawropol?«

»Ja wol ... mit Sachen, welche der Regierung gehören.«

»Sagen Sie mir gefälligst, woher kommt es, daß Ihr Wagen trotz seiner schweren Ladung von nur vier Ochsen ganz leicht gezogen wird, während der meine, obgleich er fast ganz leer ist, mit seinen sechs Ochsen und einer Escorte von Osseten sich kaum von der Stelle bewegt?«

Er begann verschmitzt zu lächeln und sah mich dann vielsagend an.

»Sie sind wol noch nicht lange im Kaukasus?« versetzte er.

»Seit einem Jahr,« antwortete ich.

Er lächelte zum zweiten Mal.

»Aber ich fragte ...«

»Ach,« versetzte er, »diese Asiaten sind ganz schauerhafte Halunken. Sie glauben wol, sie spornten die Ochsen an, weil sie so schreien? Der Teufel allein mag wissen, was sie schreien! Aber von ihren Ochsen werden sie ganz gut verstanden. Sie könnten getrost zwanzig anspannen, die Thiere würden trotz dieses Geschreis nicht von der Stelle kommen ... Wie gesagt, schauerhafte Spitzbuben! Aber wie soll man

ihnen entgehen? Sie verstehen es, den Reisenden das Geld aus der Tasche zu ziehen, und übrigens hat man sie auch verwöhnt! Sie sollen sehen, sie fordern Ihnen noch obendrein ein Trinkgeld ab. Ich kenne sie; mich führen sie nicht mehr an!«

»Dienen Sie schon lange im Kaukasus?« fragte ich.

»Ich habe schon unter Alexis Petrowitsch² gedient,« versetzte er, und sein Gesicht erheiterte sich. »Als er das Commando übernahm, war ich Second-Lieutenant; und ich habe mir in unsern Kriegen gegen die Bergbewohner zwei Grade erworben.«

»Und jetzt?«

»Jetzt gehöre ich zum dritten Linienbataillon, und Sie, wenn ich fragen darf?«

Ich gab ihm die gewünschte Auskunft.

Damit schloß unsere Unterhaltung, und schweigend gingen wir von jetzt an neben einander her.

Wir kamen auf dem Gipfel des Berges an. Er war mit Schnee bedeckt. Die Sonne war untergegangen, und die Nacht folgte dem Tage ohne allen Uebergang, wie das im Orient gewöhnlich der Fall ist; allein – Dank dem Widerschein des Schnees vermochten wir unsern Weg noch leicht zu erkennen, der, wenn auch mit geringerer Steigung, noch immer bergan führte.

Ich ließ meinen Koffer wieder auf den Wagen binden, vertauschte die Ochsen mit Pferden und warf einen letzten Blick in das Thal hinunter. Aber ein dichter Nebel, der wie Wellen aus den Schluchten in den Bergflanken aufstieg, hatte es vollständig bedeckt, und in dieser Höhe vermochte kein einziger Laut mehr an unser Ohr zu dringen. Die Osseten drängten sich lärmend um mich und forderten ein Trinkgeld. Aber der Stabscapitain redete sie so energisch an, daß sie im Nu auseinanderstoben.

»Ist das ein Volk!« sagte er. »Ein Stück Brod auf Russisch zu verlangen ist ihnen vollständig unmöglich; aber sie können sehr verständlich sagen: ›Gib mir etwas zum Trinken, Offizier!‹ Da sind mir doch die Tataren lieber; die sind wenigstens keine Trunkenbolde ...«

Wir hatten noch eine Werst bis zur Station. Rings um uns herrschte ein so tiefes Schweigen, daß man den Flug einer Fliege an ihrem Gesumme hätte verfolgen können.

² Alexis Petrowitsch Jermoloff war Oberbefehlshaber im ersten kaukasischen Kriege.

Zu unserer Linken gähnte ein tiefer Abgrund; jenseits desselben und vor uns erhoben sich dunkelblaue, von Schluchten zerrissene und mit Schneemassen bedeckte Bergzinnen, die sich von dem blassen Horizont abhoben, und auf welchem noch ein letzter purpurartiger Glanz schimmerte. An dem dunklen Himmel begannen die Sterne zu blinzeln und – seltsam! es schien mir, als ob sie sich in einer viel weiteren Entfernung befänden, als bei uns im Norden.

Zu beiden Seiten des Weges ragten nackte, finstere Felsblöcke in die Höhe; da und dort drangen schwächliche Gesträuche durch die Schneedecke hervor; aber Alles war regungslos, nicht ein einziges Blättchen ward vom Winde bewegt, und so war es inmitten dieses Todtenschlafes der Natur ein Vergnügen, das Schnauben unserer müden Pferde und das ungleichmäßige Klingeln des russischen Glöckchens anzuhören.

»Morgen werden wir ein herrliches Wetter haben,« sagte ich zu dem Hauptmann.

Ohne zu antworten zeigte dieser mit dem Finger nach einem hohen Berge, der sich gerade vor uns erhob.

»Was ist das?« fragte ich.

»Das ist die Gut-Gora.«

»Nun ...?«

»Sehen Sie, wie sie raucht!«

Und in der That, die Gut-Gora rauchte. An ihren Flanken wogten leichte Wolken hin und her, und auf ihrer Spitze lagerte eine so schwarze Dunstwolke, daß sie sich wie ein Fleck an dem dunklen Himmel ausnahm.

Schon vermochten wir die Poststation und die Dächer der sie umgebenden Hütten zu unterscheiden: schon schimmerte uns ein gastlicher Lichtschein entgegen, – da plötzlich erhob sich ein feuchter, eisiger Wind, in dem Abgrunde heulte der Sturm, und ein feiner Regen drang uns in die Kleider. Kaum hatte ich meine Burka³ umgeworfen, als es in dichten Flocken zu schneien begann. Ich warf dem Stabscapitain einen respectvollen Blick zu ...

»Wir müssen uns dazu verstehen, die Nacht hier zuzubringen,« sagte er ärgerlich. »Bei einem solchen Schneegestöber kann man nicht

³ Pelzmantel, wie er in den Kaukasusländern getragen wird.

daran denken, den Berg zu passiren.« Und sich dann zu dem Postillon wendend, fuhr er fort: »Sind schon Lawinen gefallen?«

»Nein, noch nicht, Herr,« antwortete der Ossete; »aber es sind viele im Anzuge.«

Auf der Poststation war es nicht möglich, Zimmer für Reisende zu finden. Man führte uns in eine verräucherte Hütte, wo ich meinen Reisegefährten einlud, eine Tasse Thee mit mir zu trinken; denn ich nahm überall eine eiserne Theemaschine mit mir herum, – und mehr als einmal war sie mein einziger Trost gewesen auf meinen Kreuz- und Querzügen im Kaukasus.

Die Hütte, in welcher wir die Nacht zubringen sollten, lehnte mit der einen Seite an einem Felsen. Drei glitschige, nasse Stufen führten zu ihrer Thür. Ich dringe zuerst tastend ein und falle über eine Kuh (in diesem Lande dient der Stall als Vorzimmer). Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte: von der einen Seite blöken Schafe, von der andern bellt ein Hund. Zum Glück gewahre ich endlich mit Hilfe eines schwachen Lichtscheines eine andere Oeffnung, die eine Art Thür zu sein scheint.

Ich trat ein, und da bot sich mir ein ziemlich merkwürdiges Schauspiel: Ein weiter, saalartiger Raum, dessen Dach auf zwei von Rauch geschwärzten Balken ruhte, war mit einer Menge Menschen angefüllt. In der Mitte brannte ein armseliges Feuer auf dem Boden, und der in Wirbeln aufsteigende Rauch, welcher durch eine im Dache angebrachte Oeffnung hätte hinausziehen sollen, wurde vom Winde zurückgetrieben und verbreitete daher eine solche Finsterniß um uns her, daß es mir längere Zeit unmöglich war, etwas zu unterscheiden.

Um das Feuer hockten zwei alte Weiber, eine große Anzahl Kinder und ein gebrechlicher Georgier; Alle in Lumpen. Was sollten wir machen? Wir mußten uns mit unserm Quartier begnügen! Wir ließen uns am Feuer nieder, steckten unsere Pfeifen an, und bald begann die Theemaschine fröhlich zu singen.

»Ein armseliges Volk!« sagte ich zu dem Stabscapitain, indem ich auf unsere schmutzigen Wirthe zeigte, die uns mit einer gewissen Bestürzung stumm betrachteten.

»Und noch dazu sehr dumm!« versetzte mein Reisegefährte. »Sie verstehen nichts, zu nichts sind sie fähig, ohne jede Anlage zur Cultur ... es ist unglaublich! Da sind doch wenigstens unsere Kabardiner und Tschetschenzen, obgleich wilde Räuber, unerschrockene Taugenichtse,

während dieses Gesindel von Osseten nicht den geringsten Geschmack an dem Waffenhandwerk hat. Sie werden nicht einmal einen halbwegs brauchbaren Dolch bei ihnen finden. Ein heruntergekommenes Volk, diese Osseten!«

»Sind Sie lange im Lande der Tschetschenzen gewesen?«

»Zehn Jahre war ich dort; ich stand mit meiner Compagnie in dem Fort bei Kamenoibrod, – kennen Sie das?«

»Ich habe davon gehört.«

»Ja, mein Lieber, diese Kopfabschneider machten uns zu schaffen! Gegenwärtig halten sie sich Gott sei Dank etwas ruhiger; aber früher, wenn man sich nur hundert Schritt von den Wällen entfernte, – da lag so ein Teufelskerl in irgend einem Versteck und lauerte einem auf: man hatte kaum die Zeit, zu gähnen – da flog einem eine Schlinge um den Hals oder eine Kugel in den Kopf. Sind das Bursche!«

»Da haben Sie gewiß manches Abenteuer erlebt?« sagte ich neugierig.

»Das sollt' ich meinen! Manches Abenteuer ...«

Bei diesen Worten begann er an seinem großen Schnurrbart zu zupfen; dann stützte er den Kopf in die Hand und versank in Nachdenken.

Ich hätte mir gern die eine oder andere Geschichte von ihm erzählen lassen – ein Wunsch, der bei einem reisenden Schriftsteller sehr natürlich ist. Aber der Thee war schon fertig. Ich zog aus meinem Mantelsack zwei kleine Tassen, goß sie voll und stellte die eine vor meinen Gefährten hin. Er schlürfte das heiße Getränk und wiederholte dabei, wie wenn er mit sich selbst spräche: »Ja, ja, manches Abenteuer habe ich erlebt!«

Dieser Ausruf gab mir neue Hoffnung. Ich weiß, daß die Veteranen des Kaukasus gern plaudern und erzählen. Sie haben dazu so selten Gelegenheit! Fünf Jahre hindurch bleibt mancher mit seiner Compagnie auf irgend einem verlorenen Posten, und während dieser ganzen fünf Jahre vernimmt er nicht ein einziges Mal die alltäglichen Worte: »Wie geht's Ihnen, Hauptmann?« – aus dem ganz einfachen Grunde, weil der Unteroffizier zu seinem Vorgesetzten sagt und sagen muß: »Ich wünsche Ihnen guten Tag ...« Und doch hätte er so viel Stoff zum Reden! Er lebt mitten unter einem wilden, merkwürdigen Volke; jeder Tag bringt die eine oder andere Gefahr, bald diese, bald jene außerordentlichen

Ereignisse, – da muß man sehr bedauern, daß über ein solches Leben bei uns so wenig geschrieben wird.

»Nehmen Sie keinen Rum?« sagte ich zu meinem Reisegefährten.

»Ich habe weißen aus Tiflis mitgebracht ... und bei so kaltem Wetter ...«

»Nein, ich danke, ich trinke nie geistige Getränke.«

»Warum nicht?«

»Ich hab's geschworen. Als ich noch einfacher Lieutenant war, da fand einmal ein Zechgelage bei uns statt; und in der folgenden Nacht wurde Alarm geschlagen. Sie können sich denken, in welchem Zustande wir ins Feuer eilten! Alexis Petrowitsch erfuhr die Geschichte, – mein Gott, wie gerieth er in Wuth! Wenig fehlte, so hätte er uns vor ein Kriegsgericht gestellt. Zu andern Zeiten kann oft ein ganzes Jahr vergehen, ohne daß man eine Seele zu sehen bekommt; aber Sie begreifen, in einem Lande, wo man immer auf dem Posten sein muß – sobald man da ein wenig zu viel trinkt, ist man verloren.« Als ich solche Worte hörte, verlor ich fast alle Hoffnung auf eine Geschichte.

»Da haben Sie z.B. die Tscherkessen,« fuhr er fort; »wenn die ihre Busa trinken, sei's auf einer Hochzeit oder bei einem Begräbniß, so kommt es immer zu einem Gefecht. Einmal wurde ich fast mit Gewalt zu einer solchen Festlichkeit hingeführt, wo es mir bald übel ergangen wäre, und noch dazu bei einem mit uns in Frieden lebenden Fürsten.«

»Was fiel denn vor?«

»Ich will's Ihnen erzählen,« versetzte er. Hier unterbrach sich der Hauptmann, um seine Pfeife zu stopfen; als er sie angesteckt, fuhr er folgendermaßen fort:

»Zunächst muß ich Ihnen bemerken, daß ich damals mit meiner Compagnie in einem Fort jenseit des Terek lag – es werden bald fünf Jahre her sein. Eines Tages im Herbst sahen wir einen Transport Proviant herankommen; bei demselben befand sich ein Offizier, ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er machte mir in Galauniform die Aufwartung und theilte mir mit, daß er den Befehl habe, bei mir im Fort zu bleiben.

Er hatte eine so feine weiße Haut, einen so zarten Teint und eine so glänzende neue Uniform, daß man es ihm sofort ansah, er müsse sich erst seit ganz kurzer Zeit im Kaukasus befinden.«

»Sie sind vermuthlich«, sagte ich zu ihm, »hierher in die Verbannung geschickt.«

»Ganz recht, Herr Stabscapitain,« versetzte er.

»Es freut mich sehr, Sie bei uns zu sehen,« entgegnete ich und reichte ihm die Hand. »Sie werden sich hier ein wenig langweilen; allein ich hoffe, wir werden als gute Freunde mit einander leben. Was mich betrifft, nennen Sie mich einfach Maxim Maximitsch, – und diese Galauniform, – bitte, kommen Sie ganz einfach in der Mütze zu mir.«

»Es wurde ihm ein Quartier angewiesen und er richtete sich in dem Fort ein.«

»Wie hieß er?« fragte ich.

»Gregor Alexandrowitsch Petschorin. Ein ausgezeichnete Junge, kann ich Ihnen sagen; nur ein wenig seltsam. So z.B. konnte er bei Frost oder Regenwetter ganze Tage auf der Jagd zubringen. Jeder Andere wäre von solch einer Expedition erstarrt oder todtmüde zurückgekommen, – er wußte von gar nichts. Ein anderes Mal zog er sich in sein Zimmer zurück wie ein altes Weib und fürchtete sich bei dem geringsten Lufthauch zu erkälten und fröstelte und erblaßte, sobald das Fenster geöffnet wurde; und dabei habe ich ihn mit eigenen Augen ganz allein einen Eber angreifen sehen! Manchmal verbrachte er ganze Stunden bei mir, ohne auch nur einmal den Mund aufzuthun, wogegen er wieder zu anderen Zeiten plötzlich anfangen konnte Geschichten zu erzählen, daß man sich vor Lachen den Bauch halten mußte ... Ja, ja, er war ein merkwürdiger Mensch; übrigens mußte er auch sehr reich sein: er besaß eine solche Menge kostbarer Gegenstände!«

»Und haben Sie lange mit ihm zusammengelebt?« fragte ich wieder.

»Etwa ein Jahr. Ich werde es nie vergessen, dieses Jahr! Wie manche Sorge hat er mir gemacht! ... Es scheint fast, als ob es Menschen gäbe, die schon von Geburt an zu außerordentlichen Abenteuern bestimmt sind.«

»Außerordentliche Abenteuer!« rief ich noch neugieriger, indem ich dem Hauptmann eine neue Tasse Thee ingoß.

»Ich will Ihnen aus unserm damaligen Leben einen Vorfall erzählen. Sechs Werst von dem Fort wohnte ein mit uns in Frieden lebender Fürst. Sein Sohn, ein Knabe von fünfzehn Jahren, kam fast täglich zu uns, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, und wir verhätschelten ihn vollständig, Petschorin und ich. So jung er auch noch war, an Geschicklichkeit und Verwegenheit that's ihm keiner zuvor: In vollem

Galopp hob er seine Mütze von der Erde auf, und wie er zu schießen verstand, – das war ganz wunderbar! Nur einen Fehler hatte er an sich: Er besaß eine schreckliche Leidenschaft für das Geld. Eines Tages versprach ihm Petschorin scherzend einen Dukaten, wenn er den schönsten Bock aus den Heerden seines Vaters raube, und denken Sie sich, – in der folgenden Nacht brachte uns der Taugenichts den Bock an den Hörnern herbei! Sobald wir ihn ein wenig stark foppten, flammten ihm gleich die Augen, und die Hand fuhr sofort nach dem Dolche. »Nun, nun, Asamat,« sagte ich zuweilen zu ihm, »nicht so rasch; deine Heftigkeit könnte dir noch einmal übel bekommen!«

»Eines Tages kam der alte Fürst, sein Vater, zu uns, um uns zur Hochzeit seiner ältesten Tochter einzuladen. Wir sollten seine Kunaks, Gäste, sein, und so durften wir, obgleich er ein Tatar war, uns nicht weigern, zu kommen. Wir gingen also hin. Beim Eintritt in den Aul⁴ stürzten uns bellend eine Menge Hunde entgegen, und die Frauen versteckten sich bei unserm Anblick, und diejenigen, welche wir zu Gesicht bekamen, waren nichts weniger als schön.«

»Ich hatte mir eine bessere Vorstellung von den Tscherkessinnen gemacht!« sagte Petschorin zu mir.

»Nur Geduld,« gab ich ihm zur Antwort und lachte. Und dazu hatte ich meine guten Gründe.

»In der Wohnung des Fürsten war bereits eine große Menge Menschen versammelt. Sie wissen, wenn diese Asiaten eine Hochzeit feiern, so laden sie alle ein, die ihnen begegnen. Wir wurden mit allen Zeichen der Auszeichnung empfangen und in den Ehrensaal geführt. Da ich das Land kannte, so hatte ich mir jedoch wohl gemerkt, wohin man unsere Pferde gebracht, um sie, wenn etwas vorgefallen sollte, sofort zur Hand zu haben.«

»Und wie sind denn dort die Hochzeitsgebräuche?« fragte ich den Hauptmann.

»Die bieten nichts Auffallendes,« versetzte er. »Zu nächst liest ihnen der Geistliche, der Mulla, ein paar Stellen aus dem Koran vor; dann macht man den Neuvermählten und allen ihren Verwandten Geschenke; dann wird gegessen und Busa getrunken, worauf ein Nationaltanz, die Dschigitowka, getanzt wird, während ununterbrochen irgend ein schmutziger, in Lumpen gehüllter und auf einem erbärmlichen Klepper

⁴ Tscherkessendorf.

sitzender Bursch die ehrenwerthe Gesellschaft mit seinen Späßen amüsirt; und wenn die Dunkelheit eintritt, findet eine Art Ball statt, wozu ein armer alter Musikant auf einem Instrument – der Name desselben ist mir entfallen, es gleicht unserer Balalaika – die Musik macht. Die Mädchen und jungen Burschen stellen sich in zwei Reihen einander gegenüber und singen und schlagen in ihre Hände. Dann treten ein Mädchen und ein Bursch in die Mitte des Kreises und fangen an, nach einander Verse in schleppendem Tone herzusagen ... Alles, was ihnen gerade in den Sinn kommt; und diese Verse werden dann von dem ganzen Chor wiederholt.«

»Petschorin und ich saßen auf dem Ehrenplatze. Plötzlich kommt die jüngste Tochter unseres Wirthes, ein Mädchen von sechzehn Jahren, auf meinen Begleiter zu und singt ihm eine Art Compliment vor.«

»Können Sie sich nicht erinnern, was sie ihm eigentlich vorsang?«

»Ja, so ungefähr: ›Schlank und schön sind unsere Tänzer mit ihren silberbesetzten Kaftans; aber der junge russische Offizier ist noch schöner, und seine Tressen sind von Gold. Er erhebt sich unter ihnen wie eine Pappel; aber in unseren Gärten ist er nicht geboren und aufgeblüht.««

»Bei dieser Rede stand Petschorin auf, verbeugte sich vor der jungen Prinzessin, legte die Hand erst auf die Stirn, dann auf das Herz und bat mich, ihr seine Antwort in ihre Sprache zu übersetzen.«

»Nun,« raunte ich meinem jungen Freunde zu, als das Mädchen sich wieder entfernt hatte, »wie finden Sie sie?«

»Entzückend!« antwortete er; »entzückend! Wie heißt sie?«

»Bela,« versetzte ich.

»Und in der That, sie war sehr schön: hoch, schlank, prachtvoll gebaut, Augen schwarz wie die der Gazelle, – ihr Blick drang einem bis ins Innerste der Seele.

Petschorin war ganz träumerisch geworden; er verlor sie nicht mehr aus den Augen; und auch sie richtete häufig verstohlen den Blick auf ihn. Aber mein Begleiter war nicht der Einzige, der Bela schön fand: aus einem Winkel des Saales richteten sich unablässig zwei andere unbewegliche, flammende Augen auf die junge Fürstin. Es waren die eines jungen Mannes meiner Bekanntschaft, Kasbitsch mit Namen.

Dieser Kasbitsch, müssen Sie wissen, stand zu uns in einem eigenthümlichen Verhältniß; er war weder unser Freund noch unser

Feind. Sein Benehmen war mehr als einmal sehr verdächtig gewesen; allein er hatte sich nie bei einem Gefecht sehen lassen. Von Zeit zu Zeit brachte er uns Schafe in das Fort und überließ sie uns zu einem billigen Preise; nur ließ er nie mit sich handeln; was er forderte, mußte man ihm auch geben, – man hätte ihn eher umbringen als ihm etwas abhandeln können. Man sagte ihm nach, er schlösse sich gern den Zügen an, welche die Abreken über den Kuban unternahmen; und in der That, mit seiner kleinen trockenen Gestalt und seinen breiten Schultern hatte er ganz das Aussehen eines Räubers ... Und zu dem besaß er eine wahrhaft diabolische Geschicklichkeit! Sein Beschmet⁵ war immer in Fetzen zerrissen, aber seine Waffen glänzten von Silber; und sein Pferd galt für das schönste und beste in der ganzen Kabardie, und in der That, es war nicht möglich, einen ausgezeichneteren Renner zu finden als dieses Pferd. Nicht umsonst beneideten ihn Alle darum, und mehr als einmal hatte man versucht, es ihm zu stehlen; allein es war nie geglückt. Mir ist, als sähe ich noch jetzt dieses Pferd vor mir: Pechschwarz, Beine wie Stahl, und Augen ... ich glaube, daß Belas Augen nicht schöner waren; und welche Kraft! Fünfzig Werst konnte es im Galopp zurücklegen, ohne einmal zu rasten; und dabei war es so fromm und wohldressirt, daß es wie ein Hund auf seinen Herrn zueilte und seiner Stimme gehorchte! Manchmal nahm sich Kasbitsch nicht einmal die Mühe, es anzubinden; kurz, es war das Ideal eines Räuberpferdes! ...

An diesem Abend war Kasbitsch finsterer als gewöhnlich, und ich bemerkte, daß er unter seinem Beschmet ein Panzerhemd trug ... Dieses Panzerhemd, sagte ich zu mir, trägt er nicht umsonst; er muß etwas im Schilde führen.

Es war sehr heiß im Saal, und so ging ich ein wenig hinaus in die frische Luft. Die Nacht hatte sich bereits auf die Berge herabgesenkt, und der Nebel begann aus den Thalschluchten heraufzuziehen.

Da kam mir der Gedanke, einmal nach unseren Pferden zu sehen, um mich zu überzeugen, ob ihnen nichts fehle. Vorsicht kann nie schaden, und ich hatte damals ein ausgezeichnetes Pferd, das mehr als ein Kabardiner mit neidischen Blicken betrachtet hatte. Ich ging unbemerkt auf den Hangar zu, – da hörte ich plötzlich Stimmen; die eine erkannte ich sofort: es war die des Asamat, des Sohnes unseres Wirthes; die andere ließ sich nur selten und ziemlich leise vernehmen.

⁵ Eine Art Tatarenmantel.

Wovon mögen die denn dort reden, dachte ich bei mir; etwa von unsern Pferden?

Verstohlen näherte ich mich ihnen und begann zu lauschen, um mir kein Wort von ihrer Unterhaltung entgehen zu lassen, was nicht sehr leicht war; denn nicht selten machten es mir das Singen und Tanzen in dem Saal nebenan unmöglich, etwas von ihrem Gespräch zu unterscheiden.«

»Du hast ein herrliches Pferd!« sagte Asamat; »und wenn ich hier Herr im Hause wäre und hätte einen Tabun von dreihundert Fohlen, die Hälfte davon würde ich dir hingeben für deinen Renner, Kasbitsch!«

Aha, da ist Kasbitsch, murmelte ich vor mich hin, – und ich dachte unwillkürlich an sein Panzerhemd.

»Ja,« antwortete Kasbitsch nach einigem Schweigen; »in der ganzen Kabardie findet man ein solches Pferd nicht wieder. Eines Tages – es war jenseit des Terek – hatte ich mit einigen Abreken eine Jagd auf russische Pferde unternommen. Unser Plan mißlang, und wir nahmen die Flucht, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Ich ward von vier Kosaken verfolgt; schon hörte ich hinter mir die Rufe dieser Giauren, und vor mir befand sich ein dichter Wald. Ich legte mich auf meinen Sattel und empfahl mich dem Schutze Allahs, und zum ersten Mal in meinem Leben beleidigte ich mein Pferd mit einem Peitschenschlage. Wie ein Vogel stürzte sich das edle Thier durch die Zweige – die Dornen zerrissen meine Kleider, die Zweige schlugen mir ins Gesicht; mein Pferd setzte über alle Hindernisse hinweg und bahnte sich mit der Brust einen Weg durch das Dickicht.

Vielleicht hätte ich am besten daran gethan, es sich selbst zu überlassen und mich in dem Dickicht zu verstecken. Aber ich konnte mich nicht dazu entschließen, mich von ihm zu trennen – und der Prophet belohnte mich dafür. Schon piffen mir einige Kugeln um den Kopf; schon waren die Kosaken ganz nahe hinter mir, und sie verdoppelten ihre Anstrengungen, um mich zu ergreifen ... Da plötzlich befinde ich mich am Rande eines tiefen Abgrundes; mein Pferd macht einen Augenblick Halt und fliegt dann hinüber. Seine Hinterbeine gleiten am jenseitigen Rande ab und da bleibt es mit den Vorderfüßen hängen. Ich lasse die Zügel los und stürze mich in den Abgrund; das rettete mein Pferd; es machte eine neue Anstrengung, und da hat es wieder festen Grund unter den Füßen! Die Kosaken hatten Alles mit angesehen; aber

keiner steigt in den Abgrund hinunter, um mich zu suchen; wahrscheinlich glaubten sie, ich hätte mir bei dem Fall das Genick gebrochen, und ich hörte, wie sie sich daran machten, mein Pferd zu verfolgen. Alles Blut strömte mir nach dem Herzen; ich schleiche in dem hohen dichten Grase an dem Abgrunde entlang und schaue mich um: Ich befinde mich am Ende des Waldes, einige Kosaken jagen gerade aus demselben hervor, aber schon galoppirt mein Karagos unten durch die Ebene. Lange, sehr lange verfolgten sie ihn; und einer von ihnen hätte ihm zweimal beinah seine Schlinge um den Hals geworfen. Ich zitterte am ganzen Körper, schloß die Augen und begann zu beten. Einige Augenblicke später blicke ich wieder auf, und da sehe ich meinen Karagos mit hochoberem Schweif und flatternder Mähne frei wie der Wind durch die Ebene fliegen, – die Giauren aber schleppen sich auf ihren ermüdeten Pferden nach verschiedenen Richtungen durch die Steppe. Bei Allah, was ich dir da erzählte, ist die Wahrheit, die reinste Wahrheit! Bis tief in die Nacht blieb ich in meinem Abgrunde versteckt. Plötzlich – stelle dir mein Erstaunen vor, Asamat! – plötzlich höre ich in der Dunkelheit am Rande des Abgrundes ein Pferd hin und her galoppiren: es wiehert und stampft mit den Füßen die Erde, ich erkannte die Stimme meines Karagos, – und er war es, mein treuer Gefährte! ... Seit diesem Tage haben wir uns nie mehr getrennt.«

Bei diesen Worten klopfte Kasbitsch dem Pferde liebkosend auf den Hals und redete es mit allen möglichen Schmeichelworten an.

»Hätte ich einen Tabun von tausend Fohlen,« sagte Asamat, »ich würde ihn dir ganz hingeben für deinen Karagos!«

»Und ich,« antwortete Kasbitsch kalt, »würde ihn nicht annehmen.«

»Hör', Kasbitsch,« sagte Asamat in bittendem Tone zu ihm, »du bist ein braver Mensch und ein tapferer Krieger; du weißt, mein Vater fürchtet die Russen und läßt mich nicht an den Streifzügen in die Berge theilnehmen. Gib mir dein Pferd, und ich thue für dich Alles, was du verlangst. Wenn du es wünschest, stehle ich dir meines Vaters beste Büchse oder seine Schaschka ... Du brauchst nur zu wollen, – und du weißt, seine Schaschka ist in Kurdistan gemacht; man braucht ihr nur die Hand nahe zu bringen, und es ist, als ob der Stahl von selbst schneiden wollte. Ich werde dir auch noch das beste Panzerhemd meines Vaters geben, und das ist gleich dem deinen von unschätzbarem Werthe.«

Kasbitsch bewahrte Schweigen.

»Seit dem Tage, wo ich dein Pferd zum ersten Mal gesehen,« fuhr Asamat fort, »wo ich es unter dir springen und mit weit geöffneten Nüstern stampfen sah, während Kies und Funken unter seinen Hufen stoben, – seit diesem Tage empfinde ich etwas ganz Unerklärliches in meiner Brust, und alles Andere ist mir gleichgiltig geworden. Die schönsten Renner meines Vaters sehe ich nur noch mit Verachtung an; ich schäme mich, sie zu reiten und ... Traurigkeit hat mich erfaßt und ganze Tage bringe ich auf einem Felsenacken zu, und dann denke ich an nichts Anderes, als an dein schönes Pferd mit seinem edlen Gange und seinen glänzenden und pfeilgeraden Flanken. Mir ist, als suche sein kluger Blick den meinen, als hätte es mir etwas zu sagen. Kurz,« rief Asamat mit zitternder Stimme, »ich sterbe, Kasbitsch, wenn du dich weigerst, mir dein Pferd abzutreten.«

Bei diesen Worten brach Asamat in Thränen aus und begann zu schluchzen. Und doch hatte dieser Knabe einen eisernen Willen, und er hatte vielleicht niemals geweint, sogar als Kind nicht.

Als Antwort auf seine Thränen hörte ich eine Art Lachen.

»Höre,« sagte Asamat mit fester Stimme; »du siehst, ich bin zu allem entschlossen. Wenn du willst, so entführe ich dir meine Schwester. Du weißt, wie sie tanzt, wie sie singt, und welch wundervolle Goldstickereien sie verfertigt! Nein, ein so schönes Mädchen gibt es nicht einmal in dem Serail des türkischen Padischah! ... Sag', Kasbitsch, willst du? Erwarte mich morgen Abend in der Nähe der Schlucht, da, wo der Waldbach herabstürzt: ich werde sie nach dem benachbarten Aul bringen – und sie ist dein ... Ist denn Bela nicht so viel werth wie dein Karagos?«

Lange, sehr lange bewahrte Kasbitsch Schweigen. Endlich hörte ich ihn statt einer Antwort folgende Strophe eines alten Volksliedes singen:

Wol reich ist unser Land an schönen Frauen,

Und ihre Reize rühmt man weit und breit;

Süß ist's, in ihrer Augen Glut zu schauen,

Zu kosten ihrer Liebe Seligkeit.

Doch süßer leuchten mir der Freiheit Strahlen,

Und höher schätze ich mein braves Pferd:

Ein gutes Roß ist nimmer zu bezahlen –

Vier Frauen tauscht man ein um Geldeswerth ...

Was gleicht dem Muth des Rosses, seiner Schnelle,

Was seiner Treue und Beständigkeit?

Der Frauen Sinn ist launisch wie die Welle

Und wechselnd wie das Wetter und die Zeit!

Vergebens flehte und weinte Asamat; vergebens wurde er zornig ...

Endlich wurde Kasbitsch ungeduldig und rief ihm zu:

»Lass' mich in Ruh', unsinniger Knabe! Du willst mein Pferd reiten? Keine drei Schritt würdest du zurücklegen, und es würde dich zu Boden und zerschmetterte dir den Kopf an einem Felsen.«

»Mir!« rief Asamat wüthend, und in demselben Augenblick hörte ich den Dolch des Knaben an dem Panzerhemd des Bergbewohners erklingen.

Mit kräftiger Faust schleuderte Kasbitsch seinen Gegner gegen den Bretterzaun, – so heftig, daß dieser davon erzitterte.

Das wird einen schönen Lärm geben, dachte ich bei mir. Und damit eilte ich nach dem Stalle, machte unsere Pferde los und führte sie durch eine Hinterpforte hinaus.

Schon wenige Minuten später war das ganze Haus des Fürsten in Aufruhr. Und das war so gekommen: Asamat war mit seinem zerrissenen Beschmet in den Saal hineingestürzt und hatte gesagt, Kasbitsch habe ihn erwürgen wollen. Sofort sprangen Alle auf und griffen zu ihren Flinten – und der Kampf begann! Schreien, Lärmen, Schüsse – Alles durcheinander! Aber schon saß Kasbitsch auf seinem Pferde. Die Schaschka in der Hand, bahnte er sich einen Weg mitten durch die Menge und verschwand wie ein Dämon.

»Kommen Sie,« sagte ich zu Petschorin und ergriff ihn beim Arm; »es ist gefährlich unter Fremden ein Glas zu viel zu trinken; am besten, wir entfernen uns so schnell wie möglich.«

»Wir wollen noch etwas warten,« versetzte er; »ich bin neugierig, wie das endet.«

»Das wird schlimm enden. So sind sie alle, diese Asiaten; erst trinken sie ihre Busa und dann brechen sie sich die Hälse!«

Wir setzten uns zu Pferde und kehrten nach Hause zurück.

»Und was ward aus Kasbitsch?« fragte ich ungeduldig den Hauptmann.

»Eines solchen Menschen wird man nicht so leicht habhaft,« versetzte er, indem er sein Glas Thee leerte. »Er entschlüpfte!«

»Ohne verwundet zu werden?« fragte ich.

»Das mag Gott wissen! Diese Räuber haben ein zähes Leben. Ich habe sie im Feuer gesehen: Manche waren mit Bajonnetstichen gleichsam durchlöchert wie ein Sieb, und doch schwangen sie noch ihre Schaschka.«

Der Hauptmann verstummte einige Augenblicke; dann fuhr er, mit dem Fuße gegen die Erde stampfend, also fort:

»Eines kann ich mir nie vergeben: Bei unserer Rückkehr in das Fort verführte mich, ich weiß nicht welcher Teufel, Petschorin das Gespräch mitzuteilen, das ich im Stall mit angehört hatte.« Er begann verschmitzt zu lächeln, – sein Plan war bereits fertig.

»Was für ein Plan? Bitte, erzählen Sie weiter.«

»Nun ja, was soll man machen! Da ich einmal angefangen, muß ich auch zu Ende erzählen.«

Vier Tage nach diesem Vorfall kam Asamat zu uns in das Fort. Wie gewöhnlich ging er zu Petschorin, der beständig die eine oder die andere Leckerei für ihn bereit hatte. Ich befand mich gerade in seiner Wohnung.« Das Gespräch kam auf Pferde, und Petschorin hielt eine begeisterte Lobrede auf den Karagos des Kasbitsch.

»Welche Schönheit der Formen,« sagte er, »welch eine gazellenartige Behendigkeit, – ein wahres Eichhörnchen, – mit einem Wort, in der ganzen Welt findet man ein solches Pferd nicht!«

Die Augen des jungen Tataren funkelten, aber Petschorin that, als merke er seine Aufregung nicht. Ich versuche, der Unterhaltung eine

andere Wendung zu geben, aber das Gespräch kehrt immer wieder auf dieses wunderbare Pferd zurück.

Dieser Auftritt wiederholte sich bei jedem Besuche Asamats. Nach drei Wochen bemerkte ich, daß der arme junge Mensch blaß und mager wurde, – wie ein verzweifelter Liebhaber in den Romanen ...

Erst später erfuhr ich, was geschehen war: Petschorin hatte dem jungen Manne so zugesetzt, daß er vollständig den Kopf verlor. Eines Tages sagte er zu ihm: »Ich sehe, Asamat, daß du an nichts Anderes, als an dieses Pferd denkst, aber es liegt nicht in deiner Macht, es zu besitzen! Wolan, sprich, was würdest du demjenigen geben, der es dir verschaffte?«

»Alles, was er verlangte,« antwortete Asamat.

»In diesem Fall verspreche ich, es dir zu verschaffen; aber nur unter einer Bedingung ... Willst du mir zuschwören, dieselbe zu erfüllen?«

»Ich schwöre ... Aber schwöre auch du!«

»Das versteht sich von selbst! Ich schwöre dir, dich in den Besitz des Pferdes zu bringen, wenn du mir deine Schwester Bela verschaffst. Karagos wird mein Hochzeitsgeschenk sein. Ich hoffe, daß dieser Vorschlag dir gefällt.«

Asamat schwieg.

»Du willst nicht? Nun, wie es dir beliebt! Ich glaubte, du wärest ein Mann, aber du bist noch ein Kind, – zu jung, solch einen Renner zu reiten ...«

Asamat wurde roth vor Zorn.

»Aber mein Vater!« rief er.

»Dein Vater! Entfernt er sich vielleicht nie von Hause?«

»Allerdings ...«

»Also abgemacht?«

»Abgemacht!« murmelte Asamat todtenbleich. »Und an welchem Tage?«

»Das erste Mal, wo Kasbitsch hierher ins Fort kommt. Er hat uns ein Dutzend Hämmel zu bringen versprochen; das übrige ist meine Sache. Aber du, Asamat, denk' an dein Versprechen!«

Das Geschäft war also abgeschlossen ... Offen gestanden, eine abscheuliche Geschichte! Als ich davon hörte, machte ich Petschorin Vorwürfe. Er antwortete mir, diese wilde Tscherkessin würde sich ganz glücklich schätzen, einem Manne, wie ihm, anzugehören, da er nach der

Sitte des Landes ganz als ihr Gatte betrachtet würde, und daß zudem Kasbitsch, dieser Räuber, eine Züchtigung verdient habe.

Sagen Sie mir was konnte ich auf eine solche Beweisführung antworten? ... Aber damals wußte ich noch nichts von dem zwischen Petschorin und Asamat getroffenen Uebereinkommen.

Eines Tages also kommt Kasbitsch und bietet uns Hämmel und Honig zum Kauf an. Ich lasse ihm sagen, er möchte am folgenden Tage wiederkommen.

»Asamat,« sprach Petschorin zu dem jungen Tscherkessen, der sich gerade bei uns befand, »morgen ist Karagos dein, wenn du mir heut Nacht Bela verschaffst; wenn nicht, wirst du das Pferd niemals besitzen ...«

»Es sei!« sprach Asamat und kehrte in aller Eile nach dem Aul zurück. Gegen Abend nahm Petschorin seine Waffen und entfernte sich aus dem Fort.

Wie sie es eigentlich angefangen haben, konnte ich nie erfahren. Aber in der Nacht kehrten beide zurück, und die Wache sah, daß sich auf Asamats Sattel ein weibliches Wesen befand, dessen Hände und Füße gebunden und dessen Haupt mit einem Schleier verhüllt war.

»Und das Pferd?« fragte ich den Hauptmann.

»Geduld, Geduld! ... Früh am folgenden Morgen kam Kasbitsch und bot uns seine Hämmel wieder zum Kauf an. Nachdem er sein Pferd draußen an dem Bretterzaun angebunden, kommt er zu mir. Ich lasse ihm Thee geben; denn obgleich er nur ein Räuber war, so war er doch immerhin mein Kunak.«⁶

Wir unterhielten uns ruhig über Dies und Jenes ... Plötzlich sehe ich, daß Kasbitsch zu zittern anfängt ... Er wechselt die Farbe und stürzt aus Fenster, das unglücklicherweise nach dem Hofe hinaus lag.

»Was ist dir?« fragte ich.

»Mein Pferd, mein Pferd!« rief er, am ganzen Körper zitternd.

Und in der That hörte ich das Galoppiren eines Pferdes.

»Das ist ohne Zweifel,« sagte ich, – »irgend ein heranreitender Kosak ...«

»Nein! Verrath, Verrath!« schrie er und stürzte wie ein Panther aus meinem Zimmer.

⁶ Kunak bedeutet Freund, Gast.

Mit zwei Sprüngen war er draußen und stürzte auf das Thor des Forts zu. Die Wache wollte ihm den Ausgang versperren, indem sie ihm das Gewehr quer vorhielt; er sprang über die Waffe hinweg und fort flog er die Straße hinunter ...

In der Ferne sahen wir eine Staubwolke dahinrollen – es war Asamat mit seinem Karagos. In vollem Lauf zieht Kasbitsch seinen Karabiner hervor und schießt.

Einen Augenblick bleibt er unbeweglich stehen, bis er sich überzeugt, daß er vorbeigeschossen. Da beginnt er zu fluchen, zerschlägt seine treulose Waffe an einem Felsblock in Stücke, wälzt sich auf der Erde und weint und schluchzt wie ein Kind ...

Einige Bewohner des Forts nähern sich ihm; sie machen sich mit ihm zu schaffen und richten Fragen an ihn – aber er hört und sieht nicht. Jene stehen noch eine Weile um ihn herum und ziehen sich dann zurück. Ich lasse das Geld für die Schafe vor ihn hinlegen; aber er rührt es gar nicht an; er bleibt, das Gesicht zur Erde gekehrt, unbeweglich wie ein Todter liegen; ja, sogar die ganze Nacht hindurch blieb er in derselben Lage ... Erst am andern Morgen stand er auf, näherte sich dem Fort und bat den Soldaten, ihm zu sagen, wer ihm sein Pferd gestohlen habe. Die Schildwache, die gesehen, wie Asamat dasselbe losgebunden und mit ihm davongeritten, theilte ihm unbedenklich alles mit. Bei dem Namen Asamat funkelten Kasbitsch die Augen und er lief eiligst nach dem Aul, wo Asamats Vater wohnte.

»Und der Vater?«

»Kasbitsch traf ihn nicht zu Hause. Er hatte sich auf einige Tage entfernt, und eben dieser Umstand hatte Asamat die Entführung erleichtert.«

Als der Fürst zurückkehrte, fand er weder Sohn noch Tochter. Als schlauer Tscherkesse hatte Asamat begriffen, daß es um ihn geschehen sei, wenn er dem Kasbitsch in die Hände fiel. Seit dieser Zeit war er verschwunden. Wahrscheinlich hat er sich irgend einer Bande Abreken angeschlossen und sich jenseit des Terek oder Kuban zurückgezogen; und dort wird er auch wol seinen Kopf gelassen haben ...

Indeß hatte ich in dieser unglücklichen Geschichte noch eine Pflicht zu erfüllen. Sobald ich erfuhr, daß die Tscherkessin sich in Petschorins Wohnung befand, zog ich meine volle Uniform an und begab mich zu ihm.

Ich fand ihn in dem ersten Zimmer auf einem Bett ausgestreckt, die eine Hand unter den Kopf gelegt, während die andere noch die erloschene Pfeife hielt. Ich bemerkte, daß die Thür zu dem zweiten Zimmer verschlossen war, und der Schlüssel nicht in dem Schloß steckte. Ich begriff sofort die ganze Situation ...

Bei meinem Eintritt hustete ich und stieß leicht mit den Stiefelabsätzen gegen die Diele, – er blieb noch immer unbeweglich und that, als hörte er nichts.

»Herr Lieutenant!« sagte ich in einem möglichst strengen Tone; »sehen Sie nicht, daß ich hier bin?«

»Ah, guten Tag, Maxim Maximitsch!« antwortete er, ohne seine Stellung zu verändern. »Wollen Sie eine Pfeife rauchen?«

»Um Verzeihung, nicht Maxim Maximitsch steht hier, sondern Ihr Vorgesetzter.«

»Das kommt auf Eins hinaus. Wollen Sie eine Tasse Thee? Wenn Sie wüßten, was mir im Kopf herumgeht ...«

»Ich weiß Alles,« versetzte ich und trat auf das Bett zu.

»Um so besser; denn ich bin gar nicht dazu aufgelegt, Ihnen die Geschichte zu erzählen.«

»Herr Lieutenant, Sie haben einen Fehler begangen, für den ich die Verantwortung trage ...«

»Ach, gehen Sie doch! Ist auch ein rechtes Unglück! Gehen wir nicht längst bei allem Hand in Hand?«

»Wozu diese Scherze? Uebergeben Sie mir gefälligst Ihren Degen!«

»Mitka, meinen Degen!«

Mitka brachte den Degen.

Nachdem ich so meiner Pflicht genügt hatte, setzte ich mich zu Petschorin ans Bett und sagte: »Gestehen Sie's nur, Petschorin, das ist nicht schön.«

»Was ist nicht schön?«

»Ei, daß Sie Bela entführt haben ... Und dieser verfluchte Asamat! ... Nun, gestehen Sie's nur,« wiederholte ich.

»Aber, wenn sie mir gefällt?«

Ja, was sollte ich auf einen solchen Grund antworten? ... Ich war ganz bestürzt. Indeß erklärte ich ihm nach einigem Schweigen, daß, wenn der Fürst seine Tochter zurückfordere, dieselbe wieder ausgeliefert werden müsse.

»Ist gar nicht nöthig!«

»Aber, wenn er erfährt, daß sie hier ist?«

»Wie sollte er das erfahren?«

Ich war zum zweiten Mal aus dem Felde geschlagen.

»Hören Sie, Maxim Maximitsch,« sprach Petschorin, indem er sich ein wenig aufrichtete; »Sie sind ein braver Mensch ... wenn wir diesem Wilden seine Tochter zurückgeben – was geschieht dann? Er wird sie entweder tödten oder verkaufen. Die Sache ist geschehen; wir dürfen sie nicht leichten Herzens verschlimmern. Behalten Sie meinen Degen und lassen Sie mir Bela ...«

»Es sei. Aber kann ich sie nicht wenigstens sehen?« fragte ich.

»Sie ist in dem anstoßenden Zimmer; aber selbst ich habe mich bis jetzt vergeblich bemüht, mich ihr zu nähern. Da sitzt sie in einem Winkel, eingehüllt in ihren Schleier; stumm, unbeweglich, scheu wie ein Gemse. Ich habe eine Frau zu ihr kommen lassen, die Tatarisch kann; ich habe sie beauftragt, für Bela zu sorgen und sie nach und nach an den Gedanken zu gewöhnen, daß sie von nun an mir gehöre, – denn sie soll keinem andern Menschen angehören als einzig und allein mir,« setzte er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, hinzu.

Ich gab endlich nach ... Was sollte ich machen? Es gibt Menschen, denen man unbedingt immer nachgeben muß.

»Und hat sich Bela in der That endlich an ihn gewöhnt,« fragte ich Maxim Maximitsch; »oder ist sie in der Gefangenschaft aus Schmerz und Heimweh gestorben?«

»Aber ich bitte Sie, warum hätte sie sich einem solchen Schmerz und Heimweh hingeben sollen? Vom Fort aus konnte sie ihre Berge eben so gut sehen, wie mitten in ihrem Aul, – und das genügt diesen Wilden. Und zudem machte ihr Petschorin täglich das eine oder andere Geschenk. Während der ersten Tage wies sie mit verächtlichem, stolzem Schweigen diese Geschenke zurück, welche nun ihrer Gesellschafterin gegeben wurden, was deren Beredtsamkeit nicht wenig erhöhte. Ach, die Geschenke! Was vermag ein bunter Lappen nicht über das Herz einer Frau! ... Doch lassen wir diesen Punkt bei Seite.. Lange mußte Petschorin kämpfen, um Bela's Widerstand zu besiegen, – so lange, daß er inzwischen Tatarisch und sie Russisch lernen konnte. Nach und nach gewöhnte sie sich daran, ihn zu sehen. Sie begann ihn verstohlen, ganz schüchtern anzublicken; aber sie blieb immer traurig; wenn sie mit leiser

Stimme irgend ein nationales Lied sang, geschah das in so melancholischer Weise, daß mir ganz eigenthümlich zu Muthe wurde.«

»Eines Tages war ich Zeuge eines Auftritts, den ich nie vergessen werde. Ich kam zufällig an ihrem Fenster vorüber. Dasselbe war offen; ich blieb stehen und blickte hinein. Bela saß auf einem Schemel, das Haupt auf die Brust gesenkt; Petschorin stand vor ihr.«

»Höre, meine Peri; da du früher oder später doch einmal die Meine werden mußt – warum willst du mich da so quälen? Liebst du vielleicht einen Tscherkessen? In dem Fall gebe ich dir augenblicklich die Freiheit.«

Sie fuhr kaum merklich zusammen und schüttelte den Kopf.

»Oder,« fuhr er fort, »hast du vielleicht eine unüberwindliche Abneigung gegen mich?«

Sie seufzte.

»Oder verbietet dir etwa deine Religion, mich zu lieben?«

Sie erblaßte und bewahrte Schweigen.

»Glaube mir, Allah ist der gemeinsame Gott für alle menschlichen Wesen, und wenn er mir erlaubt, dich so feurig zu lieben, warum sollte er dir verbieten, mir deine Gegenliebe zu schenken?«

Da schaute sie ihm, wie betroffen von diesem neuen Gedanken, unverwandt ins Gesicht; und in ihren Augen stand es zu lesen: sie schwankte zwischen dem Zweifel und dem Verlangen, besiegt zu werden. Welche Augen! Sie funkelten wie glühende Kohlen.

»Ich bitte dich, meine theure, süße Bela,« fuhr Petschorin fort; »du siehst, wie ich dich liebe. Ich bin bereit, Alles zu thun, was du verlangst, um dir deine Heiterkeit wiederzugeben. Ich will, daß du glücklich seist, und wenn du dich abermals deiner Traurigkeit hingibst, es wird mein Tod sein! Sage mir, willst du von jetzt an heiterer sein?«

Sie fuhr fort, ihn anzusehen mit ihren schwarzen Augen, träumerisch, stumm; aber dann irrte ein freundliches Lächeln über ihre Lippen und eine Bewegung ihres Hauptes deutete an, daß sie einwilligte.

Da ergriff er ihre Hand und bat sie um einen Kuß. Sie sträubte sich schwach, indem sie sagte: »Nein, nein, das ist nicht nöthig.«

Er fuhr fort, in sie zu dringen, – da begann sie zu zittern und brach in Thränen aus:

»Ich bin deine Gefangene, deine Sklavin,« sprach sie; »du kannst natürlich mit mir machen was du willst,« – und von neuem flossen ihre Thränen.

Da schlug sich Petschorin heftig vor die Stirn und stürzte in das andere Zimmer.

Ich ging zu ihm. Er schritt, die Arme über die Brust gekreuzt, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

»Aber, mein Lieber,« sagte ich zu ihm, »was bedeutet denn das?«

»Das ist kein Weib, sondern ein Dämon,« antwortete er. »Aber ich gebe Ihnen mein Wort, sie wird die Meine werden ...«

Ich schüttelte den Kopf.

»Jawol,« versetzte er; »und zwar, ehe acht Tage verflossen sind. Wollen Sie darauf eine Wette mit mir eingehen, ja, – ja?«

Ich reichte ihm die Hand und entfernte mich.

Am folgenden Tage schickte er einen Boten nach Kislar, um sich eine Menge kostbarer Gegenstände holen zu lassen. Es waren persische Stoffe, der eine schöner und kostbarer als der andere.

»Was halten Sie davon, Maxim Maximitsch,« sprach Petschorin zu mir, indem er diese Geschenke vor mir ausbreitete; »glauben Sie, daß eine asiatische Schönheit einer solchen Batterie widerstehen könne?«

»Sie kennen die Tscherkessinnen nicht,« antwortete ich ihm. »Sie sind ganz anders als die Georgierinnen und die Tatarenfrauen jenseit des Kaukasus, – ganz anders! Sie haben ihre eigenen Grundsätze und sind anders erzogen.«

Petschorin lächelte und begann einen Marsch zu pfeifen.

Aber der Erfolg bewies, daß ich Recht gehabt: die Geschenke machten nur einen schwachen Eindruck. Sie zeigte sich vertrauensvoller, weniger wild – das war aber auch Alles.

Petschorin beschloß, ein letztes Mittel zu ergreifen.

Eines Morgens ließ er sein Pferd satteln, kleidete sich nach Tscherkessenart, nahm seine Waffen und begab sich zu ihr.

»Bela,« sagte er, »du weißt, wie ich dich liebe. Ich habe dich entführt in der Hoffnung, du würdest, wenn du mich kennen gelernt, meine Liebe erwidern. Ich habe mich getäuscht. Lebe wohl! Alles, was hier ist, bleibt dein, und du kannst, sobald du willst, zu deinem Vater zurückkehren, – du bist frei. Ich bin ein Verbrecher in deinen Augen und muß mich bestrafen. Lebe wohl, ich gehe fort – wohin, das weiß ich nicht! Vielleicht habe ich bald das Glück, daß mich eine Kugel ereilt oder die Schaschka mich trifft; dann denk' an mich und verzeihe mir.«

Damit wandte er sich ab und reichte ihr zum Abschiede die Hand. Sie nahm die Hand nicht an und bewahrte Schweigen. Ich beobachtete sie durch die halbgeöffnete Thür; und mir wurde ganz beklommen zu Muthe – eine solche tödtliche Blässe bedeckte ihr schönes Antlitz!

Da er keine Antwort erhielt, that er einige Schritt nach der Thür zu; er zitterte, – und ich glaube, in diesem Augenblick war er fähig, den Plan wirklich auszuführen, den er ursprünglich nur zum Scherz ersonnen hatte. Ein so eigenthümlicher Mensch war er! Aber kaum hatte er die Thür berührt, als sie aufsprang und sich schluchzend in seine Arme warf.

»Können Sie mir's glauben, ich mußte ebenfalls weinen – das heißt, wissen Sie, wenn ich sage weinen – kurz – eine Kinderei!«

Der Hauptmann verstummte einen Augenblick.

»Ja, ich muß gestehen,« fuhr er dann fort und zupfte sich den Schnurrbart, »ich bedauerte, daß mich niemals ein Weib so geliebt hatte.«

»Und war ihr Glück von langer Dauer?« fragte ich.

»Ja. Bela gestand uns, daß sie seit dem Tage, wo sie Petschorin im Hause ihres Vaters gesehen, oft von ihm geträumt und daß nie ein Mann einen so heftigen Eindruck auf sie gemacht habe. Ja, sie waren glücklich.«

»Welche Enttäuschung!« rief ich unwillkürlich aus. »In der That, ich hatte eine tragische Lösung erwartet – und da bin ich ganz unversehens in meiner Hoffnung getäuscht worden! ...«

»Aber,« fuhr ich dann laut fort, »erfuhr ihr Vater denn nie, daß sich seine Tochter bei Ihnen im Fort befand?«

»Es scheint, daß er einen solchen Verdacht hatte, aber er hatte nicht Zeit, sich Gewißheit zu verschaffen; denn wenige Tage später erfuhren wir, daß er getödtet worden sei. Und zwar in folgender Weise ...«

Mein Interesse war von Neuem erregt.

»Ich glaube, Kasbitsch hatte den alten Fürsten im Verdacht, Asamat habe ihm mit seiner Einwilligung das Pferd gestohlen; wenigstens erkläre ich mir die Sache so. Eines Tages erwartete er ihn drei Werst vom Aul, um seine Rache auszuführen. Der Greis kehrte von einem seiner vergeblichen Streifzüge zurück, die er unternommen, um seine Tochter wiederzufinden. Es war in der ersten Dämmerung; seine Begleiter waren ein wenig hinter ihm zurückgeblieben; traurig und in Gedanken verloren

ritt er im Schritt des Weges daher, als plötzlich Kasbitsch wie eine Katze aus dem Gebüsch hervorstürzt, hinter den Fürsten auf das Pferd springt, ihm einen Dolchstoß versetzt, ihn zur Erde stürzt und auf seinem Pferde entflieht. Einige Eingeborene, die von einem Hügel aus Alles gesehen, verfolgen ihn, aber es war nicht möglich, ihn einzuholen.«

»So entschädigte und rächte er sich für den Verlust seines Pferdes,« sagte ich zu meinem Begleiter, um ihn anzuspornen, seine Erzählung fortzusetzen.

»Allerdings befand er sich vollständig im Rechte, wenn man die Sache von ihrem Gesichtspunkte betrachtet,« sprach der Hauptmann.

Diese Antwort frappirte mich unwillkürlich. Ich mußte an die Fähigkeit des Russen denken, sich die Sitten und Gewohnheiten derjenigen Völker anzueignen, unter welchen er zufällig lebt. Ich weiß nicht, ob diese Eigenthümlichkeit Lob oder Tadel verdient – aber beweist sie nicht eine merkwürdige Schmiegsamkeit des Charakters und eine klare, gerechte Würdigung der Dinge, welche ihn das Böse überall da entschuldigen läßt, wo es weder vermieden, noch ausgerottet werden kann?

Mittlerweile hatten wir unsern Thee ausgetrunken. Unsere Pferde waren längst angespannt und zitterten im Schnee. Der Mond verblaßte im Westen und war bereits im Begriff, in den schwarzen Wolken zu verschwinden, die über den fernen Bergkämmen hingen wie die Fetzen eines zerrissenen Vorhanges. Wir verließen unsere Hütte. Trotz der Prophezeiung meines Reisegefährten klärte das Wetter sich auf und versprach uns einen schönen Morgen. Die am fernen Horizont in verschiedenen Gruppen schimmernden Sterne erloschen einer nach dem andern in dem Maß, als ein blasser Lichtschein sich vom Osten her über das dunkelblaue Himmelsgewölbe verbreitete und nach und nach den jungfräulichen Schnee der Berge beleuchtete. Zur Rechten und zur Linken thaten sich schwarze geheimnißvolle Abgründe auf, und die über sie hinrollenden Nebelwolken theilten sich und zogen wie riesige Schlangen an den Felsenrissen entlang, als hätten sie erkannt, daß der Tag im Anzuge war, und wollten sich vor ihm verstecken.

Auf der Erde wie in der Luft herrschte tiefes Schweigen, wie im Herzen des Menschen in dem Augenblick, wo er sich seinem stillen Morgengebet hingibt. Nur von Zeit zu Zeit blies ein frischer Luftzug von

Osten her und erhob die vom Nachtfrost erstarrten Mähnen unserer Pferde.

Wir machten uns auf den Weg. Nur mit Mühe zogen fünf erbärmliche Klepper unsern Wagen auf dem vielfach sich windenden Wege, der nach Gut-Gora führt.

Wir folgten zu Fuße, und jedes Mal, wenn die Pferde ermüdet stehen blieben, um zu verschnaufen, legten wir Steine unter die Räder.

Man hätte meinen sollen, unser Weg führe direct in den Himmel, – denn Alles, was wir vor uns sahen, führte noch immer bergan und endete in einer Wolke, welche seit dem vorhergehenden Abend über der Bergspitze schwebte wie ein Geier, der seine Beute erspäht.

Der Schnee knirschte unter unsern Füßen. Die Luft hatte sich so sehr verdünnt, daß ich nur mit Mühe zu athmen vermochte, und das Blut mir jeden Augenblick nach dem Kopfe stieg. Und doch empfand ich ein unerklärliches behagliches Gefühl in allen meinen Gliedern und mir war ganz froh zu Muthe, daß ich mich so hoch über der gemeinen Welt befand; – ein kindisches Gefühl, ich gebe es zu; aber wenn man sich aus den gesellschaftlichen Schlingen befreit, um sich der Natur zu nähern, wird man unwillkürlich wieder ein Kind. Die Seele läßt Alles fahren, was künstlich ist, und sie ist bestrebt, sich zu verjüngen und wieder so zu werden, wie sie ohne Zweifel einst wieder sein wird. Wer wie ich das Glück gehabt, auf einsamen Bergen umherzuirren, sie in allen ihren wunderbaren Formen lange zu betrachten, und die reine, belebende Luft ihrer tiefen Schluchten zu athmen, der wird ohne Mühe begreifen, daß ich das Bedürfniß fühle, diese Empfindungen zu schildern, diese großartigen Bilder zu beschreiben.

Endlich haben wir die Spitze der Gut-Gora erreicht. Wir machen Halt und blicken uns um. Eine graue Wolke hing über dem Berge, und ihr kalter Athem verkündete einen nahen Sturm. Aber im Osten war Alles so hell und goldig schimmernd, daß wir, das heißt der Hauptmann und ich, die Wolke und ihre Drohungen vollständig vergaßen ...

Ja, auch der Hauptmann bewunderte dieses Schauspiel: einfache Herzen haben ein weit lebhafteres und mächtigeres Gefühl für die schönen, großen Naturbilder als wir, die wir über Bücher und Worte in Begeisterung gerathen.

»Sie,« sagte ich zu meinem Begleiter, »müssen an solche großartige Naturbilder gewöhnt sein.«

»Ja,« versetzte er, »man gewöhnt sich auch an das Pfeifen der Kugel, – wie man sich daran gewöhnt, die unwillkürlichen Regungen des Herzens zu beherrschen.«

»Man sagt jedoch, daß für manchen alten Krieger eine solche Musik sogar etwas Angenehmes sei.«

»Etwas Angenehmes ... wenn Sie wollen, ja ... aber in dem Sinne, daß dann das Herz lebhafter schlägt als gewöhnlich ... Aber sehen Sie doch,« setzte er, nach dem Osten zeigend, hinzu; »welch ein Land!«

Und in der That, dieses Panorama ist einzig in seiner Schönheit. Unter uns rollte sich das Koischauerthal auf, von der Aragua wie von zwei Silberfäden durchschnitten. Zu beiden Seiten dieses Thals wogte ein bläulicher Nebel, welcher vor den warmen Strahlen des Morgens zerfloß und in benachbarte Schluchten flüchtete. Zur Rechten wie zur Linken erhoben sich amphitheatralisch schneebedeckte oder mit Waldungen bestandene Berge; in der Ferne eben solche Berge, aber sie waren aus der Perspective einander ganz gleich und sahen aus wie Felsen. Und über diesen luftigen Bergkämmen, über diesen Schneemassen glänzte ein so reiner, so heiterer Purpurglanz, daß es Einem bedünkte, hier könnte man ewig leben. Die Sonne begann gerade hinter den bläulichen Bergen zu erscheinen, die nur ein geübtes Auge von den Dunstwolken zu unterscheiden vermochte. Aber über der Sonne zog sich ein rother Streifen hin, – und auf diesen lenkte mein Begleiter meine besondere Aufmerksamkeit.

»Habe ich es Ihnen nicht gesagt,« sprach er, »daß wir heut Sturmwetter bekommen würden? Wir müssen uns beeilen, wenn es uns nicht auf dem Krestowoy überraschen soll. Vorwärts!« rief er den Führern zu; »sputet euch!«

Die Räder wurden gespeicht, nicht mit Hemmschuhen, sondern mit Ketten; die Kutscher nahmen die Pferde bei den Zügeln und das Herabsteigen begann. Zur Rechten war der Weg von einer steilen Felswand eingefäßt; zur Linken befand sich ein so tiefer Abgrund, daß ein ganzes Ossetendorf unten in einer Seitenschlucht sich ausnahm wie ein Schwalbennest. Ich schauderte bei dem Gedanken, daß diesen Weg, auf welchem keine zwei Wagen neben einander fahren können, der Regierungscourier oft in der finstersten Nacht passiren muß, ohne auch nur von seinem gebrechlichen Gefährt herunterzusteigen.

Der eine unserer Kutscher war ein russischer Bauer aus der Gegend von Jaroslaff; der andere ein Ossete. Dieser Letztere hatte die Vorderpferde abgespannt und führte die Gabelpferde mit der größten Vorsicht am Zügel, – unser sorglose Russe dagegen hatte nicht einmal seinen Sitz verlassen! Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß ein wenig mehr Eifer und Vorsicht nichts schaden könnte, und wär's auch nur wegen meines Koffers, welchen in diesem Abgrunde aufzusuchen ich durchaus keine Lust verspüre, da antwortete er mir:

»Beunruhigen Sie sich nicht, Herr! Mit Gottes Hilfe werden wir ebenfalls ankommen; wir sind ja nicht die Ersten, welche diesen Weg befahren.«

Er hatte Recht; mit Gottes Hilfe kamen wir an. Aber wir hätten auch nicht ankommen können ... Und wenn die Menschen nur darüber nachdenken wollten, so würden sie erkennen, daß das Leben nicht so viel werth ist, um sich wegen seiner Erhaltung so viel Mühe zu machen ... Aber vielleicht wünscht der Leser das Ende von Bela's Geschichte zu erfahren? – Da muß ich ihn zunächst darauf aufmerksam machen, daß ich nicht eine Novelle, sondern Reisebilder schreibe, und daß ich folglich die Erzählung des Hauptmanns nicht eher fortsetzen kann, als bis es ihm selbst beliebt, sie fortzusetzen. Geduldet Euch daher noch ein wenig, oder wenn Ihr das nicht könnt, überschlagt einige Seiten; doch möchte ich Euch nicht dazu rathen, denn der Weg über den Krestowoy oder den Mont St. Christophe, wie ihn der gelehrte Gamba nennt, ist wirklich Eurer Beachtung würdig.

Von dem Gut-Gora sind wir in das Teufelsthal hinabgelangt ... Welch ein romantischer Name! Stellt Ihr Euch bei diesem Namen nicht sofort einen Schlupfwinkel des höllischen Geistes vor, der von schrecklichen, unzugänglichen Felsen umgeben ist? Aber nichts von alledem. Der Name Tschertowaja Dolina (Teufelsthal) kommt nicht von Tschert (Teufel), sondern von Tscherta (Linie), denn hier befindet sich die Grenzlinie von Georgien.

Dieses mit Schnee angefüllte Thal erinnerte mich ziemlich lebhaft an Saratoff, Tamboff und andere »schöne« Gegenden unseres Vaterlandes.

»Da ist der Krestowoy!« rief mir, als wir in das Teufelsthal gelangt waren, der Hauptmann zu, indem er auf einen schneebedeckten Hügel zeigte, auf welchem ein schwarzes steinernes Kreuz stand.

Um diesen Hügel zieht sich ein Weg, den man kaum bemerkt, und der nur dann benutzt wird, wenn die gewöhnliche Straße durch Schneemassen versperrt ist.

Unsere Kutscher erklärten, daß noch keine Lawinen gefallen seien; und um unsere Pferde zu schonen, schlugen wir die Straße ein, welche in Folge vieler Zickzackbewegungen weniger steil war.

In einiger Entfernung begegneten uns fünf Osseten, die uns ihre Dienste anboten, und welche, indem sie sich an die Räder legten, unter Geschrei unsere Wagen bald zurückzuhalten, bald vorwärtszuschieben begannen.

Die Straße war hier wirklich gefahrvoll: Rechts hingen über unseren Köpfen ungeheuere Schneemassen, im Begriff, wie es schien, bei dem geringsten Windstoß herab in den Abgrund zu rollen; der schmale Weg selbst war mit einem Schnee bedeckt, in welchen wir hier bis an die Knie einsanken, und der sich an anderen Stellen in Folge der Sonnenstrahlen und des nächtlichen Frostes in Glatteis verwandelt hatte, so daß wir nur mit der größten Mühe vorwärts kamen.

Unsere Pferde strauchelten und fielen jeden Augenblick. Zu unserer Linken that sich eine tiefe Schlucht auf, durch welche ein Waldstrom stürzte, der sich bald unter einer Eisdecke versteckte, bald über finstere Felsblöcke hinschoß.

Nach zwei Stunden waren wir endlich um den Krestowoy, also ein Weg von einer halben Stunde in zwei Stunden!

Inzwischen hatten die Wolken sich immer mehr gesenkt und sandten nun Schnee und Schloßen auf uns herab, und in dem Abgrunde heulte der Wind wie die Pfeife jenes russischen Räubers, von dem die Volkssage behauptet, sie ertöne von einem Ende des Reiches bis zum andern.

Bald war das steinerne Kreuz auf dem Krestowoy von Wolken eingehüllt, welche, eine immer finsterner als die andere, gleich Wogen von Osten her heranströmten ... Bezüglich dieses Kreuzes behauptet eine seltsame, aber allgemein verbreitete Sage, es sei von Peter I. errichtet worden, als er bis in den Kaukasus vorgedrungen sei. Aber erstens ist Peter niemals jenseit des Dagestan gekommen, und dann belehrt uns eine Inschrift in großen Buchstaben, daß es im Jahre 1824 auf Jermoloffs Befehl errichtet worden ist. Aber die Sage ist trotz dieser Aufschrift so tief in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen, daß man

in der That nicht mehr weiß, wem man Glauben schenken soll – um so mehr, da die Inschriften nicht immer sichere Zeugnisse sind.

Um die Station Kobi zu erreichen, mußten wir noch einen Weg von fünf Werst zurücklegen, – immer bergab, und auf einer felsigen Straße, wo wir bald tief in den Schnee einsanken, bald auf dem Glatteis ausglitten. Unsere Pferde waren ganz ermattet, und wir starr vor Kälte. Der Schneesturm ward mit jedem Augenblick heftiger – ganz wie in unserm nordischen Vaterlande; nur daß sein Heulen noch trauriger und melancholischer klang.

»Armer verbannter Wind,« dachte ich; »du trauerst um deine fernen weiten Steppen! Dort kannst du frei deine kalten Schwingen entfalten, hier bist du beengt, zusammengepreßt und seufzest wie ein gefangener Adler, der mit seinem Schnabel schreiend gegen die eisernen Stangen seines Käfigs schlägt.«

»Das läßt sich übel an,« rief der Hauptmann. »Sehen Sie nur, ringsumher nichts als Nebel und Schnee; und so bleibt uns nur die angenehme Aussicht, entweder in den Abgrund hinunterzurutschen, oder hier an Ort und Stelle zu bleiben; zudem ist dort unten der Baidar so sehr angeschwollen, daß wir unmöglich hinüber können. Ist mir das ein Land, dieses Asien! Wie die Menschen, so die Flüsse – weder dem einen, noch dem andern kann man trauen.«

Unsere Kutscher indeß spornten durch Schreien und Fluchen die Pferde an, welche trotz der beredten Sprache der Peitschen um keinen Preis mehr von der Stelle wollten.

»Sehen Sie, Herr,« sprach endlich einer dieser Leute, »heute können wir nicht mehr bis Kobi kommen; wollen Sie, daß wir ein wenig rechts abbiegen? Da drüben auf dem Hügel ist ein schwarzer Punkt – vermuthlich sind das Hütten, wo die Reisenden bei Sturm und Wetter Schutz suchen. Die Osseten versprechen uns hinzuführen, wenn wir ihnen ein Trinkgeld geben.«

»Das kenne ich, Freundchen!« sprach der Hauptmann. »So ist dies Gesindel! Um ein Stück Geld für Branntwein zu verdienen, lassen sie sich zerreißen.«

»Aber Sie müssen doch gestehen,« sagte ich, »daß ihre Hilfe uns von großem Nutzen gewesen ist.«

»Schön, schön,« murmelte er. »Ich kenne sie, diese Helfer! Sie wissen die Gelegenheit auszuwittern, wo es etwas zu erhaschen gibt: Als ob man ohne sie den Weg nicht finden könnte!«

Nach diesem Ausspruch wandten wir uns nach links und gelangten nach vielfachen Hindernissen und Mühen zu einer erbärmlichen Nachtherberge, bestehend aus zwei Hütten, welche roh aus Feldsteinen erbaut waren und die eine Mauer von demselben Material umgab.

Die zerlumpten Bewohner dieser Hütten nahmen uns herzlich auf. Ich erfuhr später, daß die Regierung ihnen Geld und Lebensmittel gibt unter der Bedingung, daß sie die Reisenden beherbergen, welche das Unwetter nöthigt, Zuflucht bei ihnen zu suchen.

»Hier fehlt uns ja nichts,« sagte ich zu dem Hauptmann, indem ich mich ans Feuer setzte. »Jetzt können Sie mir Bela's Geschichte zu Ende erzählen; denn ich bin überzeugt, daß sie noch nicht aus ist.«

»Und warum haben Sie diese Ueberzeugung?« versetzte der Hauptmann mit einem feinen Lächeln.

»Weil es nicht in der Ordnung der Dinge ist: was in so seltsamer Weise begonnen hat, muß auch ebenso enden.«

»Sie haben richtig gerathen ...«

»Das freut mich.«

»Diese Freude wird Ihnen Niemand verkümmern – aber was mich betrifft, ich kann mich einer gewissen Traurigkeit nicht erwehren, wenn ich daran denke. Es war ein herrliches Mädchen, diese Bela. Ich war bald so weit, daß ich sie liebte wie meine Tochter, und auch sie hegte eine große Zuneigung zu mir. Ich muß Ihnen hier bemerken, daß ich keine Familie habe; von meinem Vater und meiner Mutter habe ich schon seit zwölf Jahren keine Nachricht, und mir das Herz einer Frau zu gewinnen, daran habe ich nicht früh genug gedacht, – und jetzt, wissen Sie, kann bei mir vom Heirathen nicht mehr die Rede sein; eben darum war es mir so angenehm, daß ich Jemand gefunden, den ich verhätscheln konnte.

Sie sang uns bald die Lieder ihres Volkes vor, bald tanzte sie die Leszinka ... Ha, und wie sie tanzte! Ich habe unsere Stutzer vom Lande gesehen, ich bin auch einmal zu Moskau – vor nun bereits zwanzig Jahren – auf einem großen Adelsball gewesen. Aber welch ein Unterschied! Wie Tag und Nacht!

Petschorin zierte und schmückte sie wie eine Puppe und sie wurde mit jedem Tage schöner, – ja, wunderbar schön wurde sie! Das Braun

ihres Gesichts und ihrer Hände verlor sich, und ein lebhaftes Roth färbte ihre Wangen ... Und dabei war sie so heiter, trieb so manchen Possen mit mir ... Das arme Kind, Gott verzeih' ihr.«

»Aber was geschah, als sie von dem Tode ihres Vaters hörte?«

»Wir verheimlichten ihr denselben lange Zeit, damit sie sich erst an ihre neue Lage gewöhne; als wir ihr denselben dann mittheilten, weinte sie zwei Tage um den Vater und vergaß ihn dann.«

Vier Monate ging Alles herrlich. Ich glaube, ich habe Ihnen schon gesagt, daß Petschorin ein leidenschaftlicher Jäger war. Unter andern Umständen hätte er alle Wälder abgestreift, um einen Eber oder ein Reh aufzutreiben, – aber jetzt ging er über die Wälle des Forts gar nicht mehr hinaus. Allein eines Tages bemerkte ich, daß er wieder traurig und melancholisch wurde; er schritt wieder, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in seinem Zimmer auf und nieder, und dann kehrte er plötzlich eines Tages, ohne Jemand etwas zu sagen, in den Wald zurück und blieb fast den ganzen Morgen abwesend. Das wiederholte sich von Zeit zu Zeit, und zwar immer öfter ...

Das ist ein böses Zeichen, dachte ich bei mir; da hat sich ohne Zweifel eine schwarze Wolke zwischen ihnen erhoben.

Eines Morgens begeben mich in ihre Wohnung – mir ist, als wär's gestern gewesen. Bela saß auf ihrem Bett, angethan mit ihrem schwarzseidenen Beschmet, und so bleich und so traurig, daß ich ganz erschreckt wurde.

»Wo ist denn Petschorin?« fragte ich.

»Auf der Jagd.«

»Ist er heut' fortgegangen?«

Sie schwieg, als wäre es ihr zu peinlich, mir die Ursache ihres Kummers mitzutheilen.

»Nein,« sprach sie endlich mit einem tiefen Seufzer, »er ist schon seit gestern Abend fort.«

»Sollte ihm denn ein Unfall begegnet sein?«

»Gestern Abend,« fuhr sie unter Thränen fort, »stellte ich mir die traurigsten Dinge vor. Bald sah ich ihn von einem wilden Eber zerrissen, bald von einem Tschetschenzen als Gefangenen in die Berge geschleppt ... Und heute quält mich der Gedanke, er liebe mich nicht mehr.«

»In der That, mein liebes Kind, das wäre von Allem, was du dir denken kannst, das Schlimmste!«

Sie begann von neuem zu weinen; dann erhob sie stolz das Haupt, trocknete ihre Thränen und fuhr fort:

»Wenn er mich nicht mehr liebt, was hindert ihn dann, mich in meinen Aul zurückzuschicken? Ich will ihm nicht im Wege stehen. Wenn das so fortgeht, entferne ich mich von selbst. Ich bin nicht seine Sklavin – ich bin eine Fürstentochter!«

Ich versuchte, ihr Vernunft einzureden und sagte daher zu ihr:

»Aber bedenke doch, liebe Bela, daß er nicht ewig hier bei dir bleiben kann, als wäre er an deine Kleider genäht. Er ist jung; die Jagd macht ihm Vergnügen; und geht er, so geschieht's, um wiederzukommen; aber wenn du dich so betrübst, wirst du ihn bald langweilen.«

»Das ist wahr, das ist wahr!« antwortete sie; »ich will heiter sein!«

Und lachend ergriff sie ihr Tamburin und begann zu singen, zu tanzen und um mich herumzuspringen. Aber dieser Freudenausdruck war nicht von langer Dauer; sie fiel auf ihr Bett zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Ich wußte nicht, was ich mit ihr anfangen sollte. Ich hab's überhaupt nie verstanden, mit den Weibern umzugehen. Ich sann hin und her und suchte ein Mittel, sie zu trösten; aber nichts wollte mir in den Sinn kommen. Eine Zeit lang saßen wir schweigend bei einander ... Eine höchst unangenehme, fast lächerliche Situation! Endlich sagte ich zu ihr:

»Das Wetter ist sehr schön; willst du mit mir auf den Wällen spazieren gehen?«

Es war im September, und in der That ein herrlicher Tag. Die Temperatur war weder zu frisch noch zu heiß, und all die Wälder ringsum nahmen sich aus, als wären sie auf Porzellan gemalt. Schweigend schlenderten wir auf den Wällen umher; dann setzte sie sich auf den Rasen, und ich setzte mich neben sie ins Gras. Ja, wahrhaftig, es war lächerlich anzusehen, wie ich ihr so auf Schritt und Tritt nachlief wie eine Wärterin.

Unser Fort lag auf einer Anhöhe und von seinen Wällen aus hatte man eine prachtvolle Aussicht. Von der einen Seite dehnte sich eine große, nur von einigen Schluchten zerrissene Ebene bis zum Fuße eines Berges aus, der bis zum Gipfel mit dichtem Holz bestanden war; da und

dort gewährte man Heerden von Pferden und den Rauch der Tscherkessendörfer.

An der andern Seite schlängelte sich ein kleiner Fluß durch die Landschaft, und in diesem Fließchen spiegelten sich die Gebüsche, welche die felsigen Anhöhen bis zu dem Punkte bedecken, wo sie sich mit der Hauptkette des Kaukasus vereinen.

Wir saßen an einer Ecke der Bastion, so daß wir fast Alles überschauen konnten. Plötzlich sehe ich Jemand auf einem grauen Pferde aus dem Walde herausreiten; er kommt uns immer näher und macht dann endlich an der andern Seite des Flusses etwa zweihundert Schritt von uns Halt. Und nun begann er sein Pferd zu drehen und zu wenden wie ein Verrückter. Ein merkwürdiges Schauspiel!

»Schau' doch 'mal, Bela!« sagte ich; »deine Augen sind noch jünger als die meinen. Wer zum Teufel ist das, und womit amüsirt sich der Mensch?«

»Sie blickte nach der angedeuteten Richtung und rief aus: das ist Kasbitsch.«

»Ah, der Taugenichts! Kommt der hierher, um sich über uns lustig zu machen?«

Ich blicke aufmerksamer hin – in der That, es war Kasbitsch mit seinem braunen Gesicht und seinen wie immer zerrissenen Kleidern.

»Das ist das Pferd meines Vaters,« sprach Bela und ergriff meine Hand. Sie zitterte wie Espenlaub und ihre Augen funkelten.

Aha, dachte ich, auch du, mein Täubchen, hast Räuberblut in den Adern.

»Komm' einmal hierher,« sagte ich zur Schildwache. »Nimm dein Gewehr und blase mir mal den Burschen da drüben über den Haufen, – du bekommst einen Silberrubel, wenn du ihn triffst.«

»Zu Befehl, Herr Hauptmann ... Wenn er sich nur nicht unaufhörlich im Kreise drehte.«

»Na, so sag' ihm, er sollte einen Augenblick stehen bleiben!« sprach ich lachend.

»Heda, Freund,« rief die Wache und winkte mit der Hand; »halt' einmal still; was hast du dich denn in einem fort wie ein Kreisel zu drehen?«

Kasbitsch blieb in der That stehen und horchte auf, da er vermuthlich glaubte, man habe ihm etwas zu sagen. Mein Grenadier

nimmt ihn aufs Korn, es knallt ... gehorsamer Diener! In demselben Augenblick gibt Kasbitsch seinem Pferde die Sporen und läßt es einen Seitensprung machen. Dann richtet er sich hoch im Sattel auf, macht uns nach seiner Weise einige Complimente, droht mit der Peitsche – und fort ist er.

»Schämst du dich nicht!« sagte ich zur Schildwache.

»Herr Hauptmann,« versetzte der Soldat, »er war dem Tode sehr nahe. Aber diese Menschen sind behext. Mit einem Schusse kann man es ihnen gar nicht anthun.«

Eine Viertelstunde später kehrte Petschorin von der Jagd zurück. Bela warf sich ihm in die Arme, ohne wegen seiner langen Abwesenheit eine einzige Klage, einen einzigen Vorwurf zu äußern ... Was mich betrifft, ich war ganz böse auf ihn.

»Hören Sie,« sprach ich zu ihm, »soeben war Kasbitsch an der andern Seite des Fließchens, und wir haben auf ihn geschossen, – Sie hätten ihm begegnen können! Diese Bergbewohner sind ein rachsüchtiges Volk. Glauben Sie, er wisse nicht, daß Sie dem Asamat bei dem Pferdediebstahl geholfen haben? Und ich fürchte, daß er heut Bela erkannt hat. Ich weiß, daß sie ihm vor einem Jahre sehr gefiel, – er selbst hat mir's gesagt, – und wenn er ein anständiges Brautgeld hätte zusammenbringen können, würde er sie wahrscheinlich geheirathet haben ...«

Da wurde Petschorin nachdenklich.

»Ja,« versetzte er, »wir müssen vorsichtiger sein ... Bela, von heut' an gehst du nicht mehr auf den Wällen spazieren.«

Am Abend hatte ich mit ihm eine lange Auseinandersetzung. Es that mir leid, daß er so ganz anders geworden gegen das arme Mädchen. Nicht blos, daß er die Hälfte seiner Zeit auf der Jagd zubrachte, – sein Benehmen gegen sie, wenn er zurückkehrte, war so kalt, so gleichgiltig! Nur selten liebte er sie, sie verging zusehends, ihr schönes Gesicht verlängerte sich, ihre großen Augen wurden trübe.

»Warum seufzest und weinst du denn, Bela?« pflegte ich sie manchmal zu fragen. »Hast du irgend einen Kummer?«

»Nein!«

»Wünschst du dir irgend etwas Besonderes?«

»Nein!«

»Trauerst du um deine Eltern?«

»Ich habe keine Eltern mehr.«

So erhielt man oft tagelang nur ja und nein oder ganz einsilbige Antworten.

Als ich hierüber mit Petschorin sprach, sagte er zu mir:

»Maxim Maximitsch, ich habe einen unglücklichen Charakter. Ob ich so durch Erziehung geworden oder ob Gott mich so geschaffen hat, – ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß, wenn ich Anderen Unglück bringe, ich selbst noch viel unglücklicher bin. Das ist ein trauriger Trost für sie, werden Sie mir sagen. Freilich, aber es ist so. Noch ganz jung und kaum der Aufsicht meiner Verwandten entschlüpft, warf ich mich begierig allen Vergnügungen und Genüssen in die Arme, die für Geld zu haben sind, – und natürlich flößten mir diese Genüsse bald nichts als Widerwillen ein. Dann betrat ich die große Welt, aber bald empfand ich in der vornehmen Gesellschaft ebenfalls nur Langeweile. Ich verliebte mich in elegante junge Schönheiten. Ich wurde geliebt; aber dieses eitle Liebesgetändel erregte nur meine Phantasie und meine Eigenliebe; das Herz ging leer dabei aus ... Ich gab mich den Studien hin – auch der Wissenschaft ward ich überdrüssig. Ich erkannte, daß weder der Ruhm noch das Glück von der Wissenschaft abhängt; denn die glücklichsten Menschen sind die unwissendsten; und Ruhm – Ruhm erlangen diejenigen, welche geschickt sind.

Es erfaßte mich eine tödtliche Langeweile ... Da erhielt ich den Befehl, mich nach dem Kaukasus zu begeben: das war die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich hoffte, daß die Kugeln der Tscherkessen mir die Langeweile vertreiben würden, – neue Täuschung! Vier Wochen nach meiner Ankunft in diesem Lande war ich so sehr an das Pfeifen der Kugeln und die Nähe des Todes gewöhnt, daß ich in der That weniger darauf achtete, als auf das Summen der Moskitos, und ich war gelangweilter denn je, weil ich fast meine letzte Hoffnung verloren hatte.

Als ich Bela zum ersten Mal im Hause ihres Vaters erblickte, als ich sie zum ersten Mal auf meinen Knien hielt und ihre schwarzen Locken küßte, da glaubte ich in meiner Thorheit, sie sei ein Engel, den das mitleidige Schicksal mir gesandt habe ... Ich hatte mich abermals geirrt. Die Liebe einer kleinen Wilden ist kaum besser als die einer vornehmen Welt-dame. Der Unwissenheit und Einfalt der Einen wird man eben so überdrüssig als der Koketterie der Andern.

Nicht als ob ich Bela nicht mehr liebte. Ich verdanke ihr manche süße Augenblicke und würde mein Leben für sie hingeben, – aber ich langweile mich in ihrer Gegenwart ... Ist es Wahnsinn oder Schlechtigkeit von mir? Ich weiß es nicht; nur das steht fest, ich bin ebenfalls sehr bedauernswerth, vielleicht noch bedauernswerther als sie. Mein Innerstes ist durch die Welt verdorben, die Phantasie immer in Unruhe, das Herz unersättlich. Nichts befriedigt, nichts freut mich mehr. An den Schmerz habe ich mich eben so leicht gewöhnt wie an die Freude, und mit jedem Tage wird mein Leben immer leerer und inhaltsloser. Mir bleibt nur noch ein Heilmittel – das Reisen. Sobald es mir möglich ist, beginne ich zu wandern – aber nicht durch Europa, Gott behüte! Ich reise nach Amerika, Arabien oder Indien – vielleicht finde ich irgendwo unterwegs den Tod! Wenigstens darf ich hoffen, daß Dank den Stürmen und den schlechten Straßen die Zerstreuungen, welche ich suche, sich nicht so bald erschöpfen werden.«

In diesem Tone redete er lange fort. Seine Worte sind mir im Gedächtniß geblieben, weil es zum ersten Mal war, daß ich derartige Dinge aus dem Munde eines fünfundzwanzigjährigen Mannes zu hören bekam. Wollte Gott, daß es auch das letzte Mal gewesen! ... Welch eine Sprache! »Aber bitte, sagen Sie mir doch,« fuhr der Hauptmann zu mir gewendet fort, »auch Sie haben, wie mir scheint, in der Hauptstadt gelebt, und zwar vor nicht langer Zeit, – sind denn wirklich unsere jungen Leute dort so?«

Ich antwortete ihm, daß es allerdings viele junge Leute gäbe, die eine solche Sprache führten, und daß allem Anschein nach mancher darunter sei, der keine erlogenen Gefühle zur Schau trüge; daß übrigens diese Ernüchterung eine Art Mode geworden, die wie alle Moden in den höchsten Klassen der Gesellschaft entstanden sei und sich von dort in niedrigere Regionen verbreitet habe, wo man sie übertreibe. Gegenwärtig suchten die meisten derer, welche in der That an dieser Krankheit litten, dieselbe wie ein Verbrechen zu verheimlichen.

Der Hauptmann begriff diese Feinheiten nicht, schüttelte den Kopf und sagte mit einem sarkastischen Lächeln:

»Haben nicht die Franzosen die Mode der Langeweile bei uns eingeführt?«

»Nein,« erwiderte ich, »die stammt von den Engländern.«

»Aha,« rief er aus; »das wundert mich nicht; die sind immer unverbesserliche Trunkenbolde gewesen.«

Dieser Ausfall erinnerte mich unwillkürlich an eine Moskauer Dame, welche behauptete, Byron sei weiter nichts als ein Trunkenbold. Uebrigens war die Bemerkung des Hauptmanns weit eher zu entschuldigen als die der Moskauer Dame; denn um sich in seinen Vorsätzen der Nüchternheit zu bestärken, suchte er sich natürlich einzureden, alles Unglück dieser Welt rühre von der Trunksucht her.

Nach dieser Abschweifung fuhr er in seiner Erzählung folgendermaßen fort:

Kasbitsch zeigte sich nicht wieder, aber – ich weiß nicht warum, – ich konnte mich des Gedankens nicht entschlagen, daß er nicht umsonst sich dem Fort genähert, sondern irgend etwas Böses im Schilde führe.

Eines Tages bat mich Petschorin, ihn auf die Eberjagd zu begleiten. Lange sträubte ich mich; aber endlich gab ich wie immer nach.

Wir nahmen eine Escorte von fünf Soldaten und begaben uns früh Morgens auf den Weg. Bis zehn Uhr durchstreiften wir Wald und Sumpf – nicht eine Spur von Wild.

»Thäten wir nicht besser, zurückzukehren?« sagte ich.

»Wozu uns abmühen? Wir haben einmal einen unglücklichen Tag.«

Aber trotz Hitze und Müdigkeit wollte Petschorin ohne Wild nicht zurückkehren ... So war er. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, so mußte er auch seinen Willen haben; offenbar muß er in seiner Jugend schrecklich verzogen sein ... Endlich, gegen Mittag entdecken wir einen dieser verfluchten Eber: – paff, paff! ... ja wol, er entwischt uns ... es war wirklich ein unglücklicher Tag! ... Aber jetzt schlagen wir doch, nachdem wir uns ein wenig ausgeruht, den Heimweg ein.

Wir ritten schweigend neben einander, die Zügel lose in den Händen haltend. Schon befanden wir uns in der Nähe des Forts, das gerade ein Gebüsch unsern Blicken entzog, als plötzlich ein Schuß fiel ... Wir sehen einander an: Petschorin wie mich durchzuckte derselbe Gedanke ... Wir sprengen auf die Stelle zu, wo der Schuß gefallen war. Auf dem Walle waren die Soldaten zusammengelaufen und zeigen nach der Ebene: – Da fliegt ein Reiter durch das Feld mit einem weißen Gegenstande im Sattel. Petschorin war ein eben so geschickter Schütze

als der gewandte Tschetschenze. Im Nu hat er die Flinte am Kopfe und gibt seinem Pferde die Sporen; ich folge ihm.

Zum Glück waren unsere Pferde Dank unserer schlechten Jagd nicht ermüdet. Sie bäumten sich unter den Sporen und mit jedem Augenblick wurde der Raum zwischen uns und dem Räuber kleiner ... Endlich erkannte ich Kasbitsch; doch vermochte ich noch nicht zu unterscheiden, was er vor sich auf dem Sattel hatte.

In demselben Augenblick hole ich Petschorin ein und rufe ihm zu: »Es ist Kasbitsch.«

Er sieht mich an, schüttelt den Kopf und gibt seinem Pferde einen neuen Peitschenschlag.

Da endlich sind wir nur noch einen Büchenschuß von dem Räuber entfernt. Sei es, daß sein Pferd weniger kräftig war als die unsrigen, oder bereits ermüdet, – kurz, trotz aller Anstrengungen bewegte es sich nur noch widerwillig von der Stelle. Ich glaube, daß er in diesem Augenblicke an seinen Karagos dachte.

In vollem Rennen nimmt Petschorin den Kasbitsch aufs Korn ...

»Schießen Sie nicht!« rief ich ihm zu; »behalten Sie Ihren Schuß für eine andere Gelegenheit; wir bekommen ihn ohnehin in unsere Gewalt.«

Ach, die Jugend, die Jugend! Sie erhitzt sich immer zur Unzeit ...

Der Schuß fällt, die Kugel schlägt dem Pferd in ein Hinterbein: es bäumt sich, macht etwa noch zehn Sprünge, wankt und stürzt auf die Knie. Kasbitsch sprang herunter und da sahen wir, daß er eine verschleierte Frau in seinen Armen hielt ... Es war Bela ... die arme Bela!

Er schreit uns in seiner Sprache irgend etwas zu und zückt den Dolch über ihr ... es war kein Augenblick zu verlieren; ich schieße aufs Gerathewohl und wahrscheinlich traf ihn meine Kugel in die Schulter; denn plötzlich ließ er den Arm sinken. Als der Rauch meines Schusses sich verzogen hatte, lag das verwundete Pferd auf der Erde ausgestreckt und neben ihm Bela, während Kasbitsch, seine Flinte fortwerfend, sich in das Gebüsch stürzt und wie eine Katze an einem Felsen emporklettert. Gern hätte ich ihn mir von dort heruntergeholt – aber ich hatte keine Zeit mehr zu laden. Wir sprangen von den Pferden und eilten auf Bela zu.

Sie war todtenbleich, keine Muskel regte sich und in Strömen floß das Blut aus ihrer Wunde ... Der verruchte Bösewicht! Wenn er sie wenigstens ins Herz getroffen, so wär's doch mit einem Mal aus

gewesen; aber als echter Räuber hatte er ihr die Klinge in den Rücken gestoßen!

Sie war ohne alles Bewußtsein. Wir zerrissen ihren Schleier, um damit so fest wie möglich ihre Wunde zu verbinden. Vergebens küßte Petschorin ihre kalten Lippen – nichts vermochte sie ins Bewußtsein zurückzubringen.

Er stieg wieder zu Pferde und ich legte die Unglückliche vor ihn auf den Sattel. Er legte einen Arm um sie und wir kehrten im Schritt nach dem Fort zurück. Nach einigen Augenblicken des Schweigens sagte Petschorin zu mir:

»Hören Sie, Maxim Maximitsch, wenn wir uns nicht mehr beeilen, bringen wir sie nicht lebend nach Hause.«

»Das ist wahr!« antwortete ich, – und wir ließen unsere Pferde zum gestreckten Galopp übergehen.

An dem Thore des Forts erwartete uns eine Menge Menschen. Vorsichtig trugen wir die Verwundete in Petschorins Wohnung und schickten nach dem Arzt. Er war zwar betrunken, kam jedoch sofort, untersuchte die Wunde und erklärte, länger als einen Tag habe die Unglückliche nicht mehr zu leben. Aber darin täuschte er sich ...

»Wurde sie wieder gesund?« fragte ich den Hauptmann und ergriff in einer unwillkürlich freudigen Aufregung seinen Arm.

»Nein,« antwortete er; »der Arzt täuschte sich nur darin, daß sie noch zwei Tage lebte.«

»Aber so erklären Sie mir doch, wie hatte sie denn Kasbitsch entführen können?«

»Auf folgende Weise. Trotz Petschorin's Verbot hatte sie sich aus dem Fort entfernt und war auf den Wällen in der Nähe des Fließchens spazieren gegangen. Es war sehr heiß; sie setzt sich auf einen Stein und badet die Füße im Wasser. Da plötzlich stürzt Kasbitsch, der im Hinterhalt lag, auf sie zu, verstopft ihr den Mund und schleppt sie in das Gebüsch, wo er sein Pferd zurückgelassen hatte. Inzwischen aber war es ihr geglückt, einen Schrei auszustoßen; die Schildwachen schlugen Lärm und schossen nach ihm, aber ohne ihn zu treffen ... In diesem Augenblick kamen wir.«

»Aber warum wollte Kasbitsch sie entführen?«

»Wie, warum? Weil diese Tscherkessen geborene Räuber und Diebe sind. Alles, was nicht fest ist, müssen sie nehmen, auch wenn sie nichts

damit anfangen können, schon um des Vergnügens des Raubens willen. Das muß man ihnen nun nicht zu sehr verargen! Uebrigens war er ja auch schon längst in Bela verliebt.«

»Sie starb also?«

»Ja, sie starb; aber erst nach langen Qualen, und wir mußten ebenfalls schrecklich leiden.«

Gegen zehn Uhr Abends kehrte das Bewußtsein zurück. Wir saßen an ihrem Bett. Sobald sie die Augen aufschlug, begann sie Petschorins Namen zu murmeln.

»Ich bin bei dir, meine Dschanetschka!« (was in unserer Sprache »mein Herzchen« bedeutet) antwortete er, indem er ihre Hand ergriff.

»Ich sterbe,« seufzte sie.

Wir suchten sie zu beruhigen; wir sagten, der Arzt habe versprochen, sie unfehlbar zu heilen.

Sie schüttelte das Köpfchen und wandte sich nach der Wand um. Die Arme, sie wollte so gern noch leben!

In der folgenden Nacht begann sie zu phantasiren; der Kopf brannte ihr; von Zeit zu Zeit wurde sie von Fieberfrost geschüttelt.

Ihre Reden hatten schon keinen Zusammenhang mehr; sie sprach bald vom Vater, bald vom Bruder und sehnte sich zurück in ihre Berge, in ihr Heimatsdorf: Dann sprach sie auch von Petschorin, gab ihm allerlei zärtliche Namen oder beschuldigte ihn, daß er seine Dschanetschka nicht mehr liebe ...

Er hörte sie, das Gesicht in den Händen verborgen, schweigend an. Aber während der ganzen Zeit bemerkte ich nicht eine Thräne an seinen Wimpern, – ob er nun in der That nicht weinen konnte, oder sich beherrschen wollte, ich weiß es nicht. Was mich betrifft, nie in meinem Leben habe ich etwas Schmerzlicheres gesehen.

Gegen Morgen hörte das Phantasiren auf. Etwa eine Stunde lang lag sie ganz blaß und regungslos und zwar in einem solchen Zustande der Schwäche, daß man kaum bemerken konnte, sie athme noch. Dann erholte sie sich wieder ein wenig und begann wieder zu sprechen, – aber wovon! Das würden Sie nie errathen ... Solche Gedanken steigen nur in denen auf, die im Sterben liegen! ... Sie sagte, es thue ihr leid, daß sie keine Christin sei und daß in der andern Welt ihre Seele mit der Petschorins sich nicht wieder vereine, und daß im Paradiese eine andere Frau seine Gattin sein werde.

Da kam mir der Gedanke, sie vor ihrem Tode zu taufen, und ich machte ihr den Vorschlag. Sie sah mich unentschlossen lange und schweigend an und erwiderte dann endlich, sie wolle in dem Glauben sterben, in welchem sie geboren sei.

So verging der ganze Tag. Welche Veränderung war an diesem Tage mit ihr vorgegangen! Ihre blassen Wangen waren eingefallen, ihre Augen hatten sich immer mehr erweitert; ihre Lippen brannten. Sie empfand eine verzehrende Hitze in ihrem Innern, als ob man ihr ein glühendes Eisen in die Brust gestoßen.

Die zweite Nacht brach herein. Wir thaten kein Auge zu und wichen nicht von ihrem Lager. Sie litt schrecklich, seufzte und stöhnte; aber sobald ihre Qualen sich ein wenig linderten, bemühte sie sich, Petschorin zu versichern, daß ihr besser sei, drang in ihn, sich schlafen zu legen, küßte ihm die Hand und ließ ihn nicht aus den Augen.

Gegen Morgen begann sie jenen Schrecken zu empfinden, der die Stunde des Todes verkündet. Sie fing wieder an zu phantasieren, riß sich den Verband ab, und das Blut strömte wieder aus ihrer Wunde hervor. Als wir dieselbe von neuem verbunden, beruhigte sie sich einen Augenblick und bat Petschorin, sie zu küssen. Er kniete neben ihr Bett, er nahm sanft ihr Haupt mit dem Kissen auf und drückte einen Kuß auf ihre erkaltenden Lippen. In demselben Augenblick schlang sie fest ihre zitternden Arme um seinen Hals, als wollte sie ihre Seele in diesem Kusse übergeben ...

Ach, es war ein Glück für sie, daß sie starb! Was wäre aus ihr geworden, wenn Petschorin sie verlassen hätte? Und früher oder später wäre das ja doch geschehen.

Um die Mitte des Tages war sie ruhig und schweigsam, obgleich unser Arzt sie mit seinen Medicamenten quälte.

»Aber ich bitte Sie,« sagte ich zu ihm, »Sie haben ja doch selbst gesagt, daß sie unfehlbar sterben müsse; warum sie also noch so belästigen?«

»Es ist doch besser, Maxim Maximitsch,« versetzte er; »ich habe dann wenigstens mein Gewissen beruhigt.«

Es ist eine schöne Sache um das Gewissen!

Am Nachmittage beklagte sie sich über eine schreckliche Hitze. Wir öffneten die Fenster; allein die Temperatur war draußen noch heißer als im Zimmer. Wir ließen Eis neben ihr Bett stellen – es half nichts. Ich

wußte, daß diese unerträgliche Hitze ein Anzeichen ihres nahenden Endes sei und sagte dies Petschorin.

»Wasser, Wasser!« sprach sie mit heiserer Stimme, indem sie sich ein wenig auf ihrem Lager erhob.

Petschorin war kreidebleich geworden. Er goß ihr ein Glas Wasser ein und reichte es ihr.

Ich verbarg mein Gesicht in den Händen und begann ein Gebet zu sprechen – ich weiß nicht mehr, welches ... Ja, ich habe Manchen sterben sehen, in Hospitälern wie auf den Schlachtfeldern, aber das war nichts gegen einen solchen Tod, gar nichts!

Und dann war da, ich muß es gestehen, noch etwas Anderes, das mir das Herz beklemmte: Sie dachte in ihren letzten Stunden nicht ein einziges Mal an mich, – und ich liebte sie doch wie ein Vater! ... Nun, Gott wird es ihr verzeihen! ... Und die Wahrheit zu sagen, was war ich denn in ihren Augen, daß sie im Angesicht des Todes sich mit mir hätte beschäftigen sollen? ...

Sobald sie das Wasser ausgetrunken hatte, fühlte sie sich erleichtert, und einige Minuten später verschied sie. Wir hielten ihr einen Spiegel vor die Lippen, nicht ein einziger Hauch trübte ihn.

Ich führte Petschorin fort aus dem Zimmer und zog ihn mit mir hinaus auf die Wälle. Lange schritten wir neben einander auf und ab, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, ohne ein Wort zu sagen. Sein Gesicht zeigte den gewöhnlichen Ausdruck, und das schmerzte mich. Ich an seiner Stelle wäre vor Gram gestorben.

Endlich setzte er sich in den Schatten auf die Erde und begann mit seinem Stocke ich weiß nicht welche Figuren in den Sand zu zeichnen.

Aus Anstand glaubte ich ein paar tröstende Worte an ihn richten zu müssen. Er hob den Kopf in die Höhe und lächelte ... Bei diesem Lächeln durchlief ein eisiger Schauer alle meine Glieder und ich entfernte mich, um die Vorbereitungen für das Begräbniß zu treffen.

Ich muß gestehen, daß ich mich zum Theil mit diesen Sorgen befaßte, um mich ein wenig auf andere Gedanken zu bringen. Ich besaß einen kostbaren kaukasischen Stoff; damit ließ ich ihren Sarg schmücken und fügte noch tscherkessische Silberborten hinzu, welche Petschorin eines Tages für sie gekauft hatte.

Früh am andern Morgen begruben wir sie hinter dem Fort am Ufer des Fließchens, nicht weit von der Stelle, wo sie zum letzten Mal

gesessen hatte. Um ihr kleines Grab stehen jetzt Holundersträucher und weiße Akazien. Gern hätt' ich auch ein Kreuz dorthin gestellt ... aber ich getraute mich doch nicht recht ... sie war ja doch nicht als Christin gestorben ...

»Und Petschorin?« fragte ich.

Petschorin wurde krank; er magerte ab; niemals sprachen wir mit einander von Bela; ich merkte, daß ihn das unangenehm berühren würde, und so schwieg ich ...

»Drei Monate später wurde er in ein anderes Regiment versetzt und reiste nach Georgien. Seitdem sind wir uns nicht wieder begegnet ... allein man hat mir vor einiger Zeit erzählt, er sei nach Rußland zurückgekehrt, doch befinde er sich nicht mehr im activen Dienst. Uebrigens erreichen Unsereins die Nachrichten erst sehr spät.«

Hier verbreitete sich der Capitain in eine lange Dissertation darüber, wie unangenehm es sei, alle Nachrichten erst ein Jahr später zu erhalten, – wahrscheinlich nur, um seinen Geist von diesen traurigen Erinnerungen abzuwenden.

Ich unterbrach ihn nicht und hörte nur zu.

Eine Stunde später war Alles zur Abreise bereit. Der Schneesturm hatte sich gelegt, der Himmel war wieder heiter geworden. Wir reisten weiter.

Unterwegs konnte ich es mir nicht versagen, das Gespräch abermals auf Bela und Petschorin zu bringen.

»Und haben Sie niemals gehört,« fragte ich den Hauptmann, »was aus Kasbitsch geworden ist?«

»Aus Kasbitsch? Nein, das weiß ich nicht ... doch hat man mir gesagt, daß in den Reihen unserer Gegner ein gewisser Kasbitsch kämpfte, ein tollkühner Spitzbube, der einen rothen Beschmet trage, frech bis unmittelbar unter unsere Gewehrläufe komme und mit erstaunlicher Behendigkeit ausweiche, wenn ihm die Kugeln zu dicht um die Ohren piffen ... Das könnte er wol sein.«

In Kobi trennte ich mich von Maxim Maximitsch. Ich nahm mir Postpferde; wegen seiner schweren Ladung vermochte er mir nicht zu folgen. Wir hofften nicht, uns je wiederzusehen; allein wir sind uns noch einmal begegnet; wenn ihr's wünscht, will ich's euch erzählen. Es ist eine ganze Geschichte ... Allein, ihr müßt mir zunächst gestehen, daß dieser Maxim Maximitsch ein sehr braver, achtungswerther Mann ist ...

Wenn ihr mir das zugebt, bin ich vollkommen belohnt für meine vielleicht etwas zu lange Erzählung.

2. Maxim Maximitsch.

Nachdem ich von Maxim Maximitsch Abschied genommen, jagte ich rasch an den Abgründen des Terek und des Dareal vorüber. Ich frühstückte zu Kasbek, nahm meinen Tee zu Lars und aß in Wladikawkas zu Abend. Ich verschone euch mit den Beschreibungen der Berge und den Exclamationen, die nichts ausdrücken, – am wenigsten für diejenigen, welche nicht dieselbe Reise gemacht haben; auch will ich euch nicht mit statistischen Notizen behelligen, die ja doch kein Mensch liest.

Ich blieb in einer Schenke, wo alle Reisende einkehren, und in welcher es doch Niemand gibt, der Einem eine Suppe kochen oder einen Fasan braten könnte. Denn die drei Invaliden, welche die Aufwartung besorgen, sind entweder zu dumm oder zu betrunken, als daß irgend etwas von ihnen zu erhalten wäre.

Man erklärte mir, daß ich noch drei Tage dort warten müsse; denn eher komme die »Occasion« (Gelegenheit) aus Jekaterinograd⁷ nicht an, und daß ich folglich nicht früher abreisen könne. Welch eine Gelegenheit! ... Um mich zu zerstreuen, kam ich auf den Einfall, Bela's Geschichte niederzuschreiben, nicht ahnend, daß sie das erste Glied einer langen Reihe von Novellen werden sollte. Da sieht man, wie bisweilen der unbedeutendste Zufall ernste Folgen hat! ... Aber ihr wißt vielleicht nicht, was man in jenem Lande eine Occasion nennt? Das ist eine militärische Bedeckung, bestehend aus einer halben Compagnie Infanterie mit einigen Kanonen, welche die Proviantzüge durch die Kabardie von Wladikawkas bis Jekaterinograd escortirt.

Am ersten Tage langweilte ich mich recht herzlich. Am Morgen des zweiten sehe ich einen Wagen in den Hof fahren Ah, Maxim Maximitsch! ... Wir begrüßten uns wie alte Freunde. Ich stellte ihm mein Zimmer zur Verfügung. Er nahm ohne alle Umstände an, schlug mir vertraulich auf die Schulter und machte eine Grimasse, die für ein Lächeln gelten sollte. Welch ein seltsamer Mensch! ... Maxim Maximitsch besaß tiefe Kenntnisse in der culinarischen Kunst. Er verstand

⁷ Katharinenstadt.

ausgezeichnet einen Fasan zu braten, den er sehr passend mit Gurkensauce begoß, und ich muß gestehen, daß ich ohne ihn sehr schmal gelebt haben würde. Eine Flasche Kachetinerwein half uns die Einfachheit unseres Menus vergessen, das nur aus einem einzigen Gericht bestand. Dann steckten wir unsere Pfeifen an und setzten uns, ich ans Fenster und er an den Ofen, denn die Temperatur war feucht und kalt.

Wir bewahrten Beide Schweigen. Wovon hätten wir reden sollen? ... Was er Interessantes erlebt, hatte er mir bereits mitgeteilt, und ich hatte von mir nichts zu erzählen. Ich sah zum Fenster hinaus. Durch die Bäume hindurch gewahrte man eine Menge kleiner niedriger Häuser, die an dem Ufer des hier sehr breiten Terek zerstreut lagen, etwas weiter erhoben sich die Berge mit ihren Felsenkämmen, und aus noch weiterer Ferne blickte der Kasbek mit seinem weißen Cardinalshute herüber. Ich nahm im Geiste von der ganzen Gegend Abschied; mir war traurig zu Muthe ... Lange blieben wir so schweigend sitzen. Die Sonne verschwand hinter den kalten Berggipfeln, ein weißlicher Nebel begann in die Thäler herabzusteigen, – da plötzlich höre ich von der Straße herauf die Töne eines Postglöckchens und das Geschrei mehrerer Postillone. Ein paar Wagen, von schmutzigen Armeniern geführt, fuhren auf den Hof der Herberge. Ihnen folgte eine Reisekalesche, die leer zu sein schien. Die leichte Bewegung, die sorgfältige Construction und die elegante Form derselben hatten ein gewisses ausländisches Gepräge. Hinter diesem Gefährt schritt ein Mann mit großem Schnurrbart her, in polnischem Schnürrock und überhaupt für einen Bedienten ziemlich gut gekleidet. Die Art, wie er seine Pfeife ausklopfte und den Kutscher anredete, ließ über seine Stellung keinen Irrthum aufkommen. Allem Anscheine nach war er der verzogene Diener eines faulen Herrn – eine Art russischer Figaro.

»Sage mir, Freund,« rief ich ihm aus dem Fenster zu, »ist das die Occasion, die da soeben angekommen ist?«

Er sah mich ziemlich impertinent an, rückte seine Cravatte zurecht und wandte mir den Rücken.

Ein Armenier, der sich neben ihm befand, begann zu lächeln und antwortete dann statt seiner, daß es in der That die Occasion sei, und daß sie am folgenden Morgen wieder abreisen würde.

»Gott sei Dank!« sagte Maxim Maximitsch, der in diesem Augenblick ans Fenster trat. »Aber Welch wundervolles Gefährt,« fügte er hinzu. »Ohne Zweifel das irgend eines hohen Würdenträgers, der sich nach Tiflis begibt. Man sieht es, unsere Berge kennt er nicht. Nein, mein Lieber, mit dem Wägelchen kommt er nicht weit und käme es aus der Fabrik des besten englischen Wagenbauers. Aber wem mag das Ding wohl gehören? ... Das müssen wir doch wissen ...«

Wir gingen in den Corridor hinaus. Am Ende desselben stand die Thür zu einem Nebenzimmer auf, in welches der Diener und der Kutscher Koffer hineintrugen.

»Höre, Freundchen,« sagte der Hauptmann zu dem Diener, »wem gehört diese merkwürdige Kalesche? ... In der That, ein sehr schönes Fuhrwerk.«

Der Diener brummte, ohne sich umzuwenden, ein paar unverständliche Worte in den Bart und setzte seine Arbeit fort.

Maxim Maximitsch wurde zornig; er schlug dem ungezogenen Menschen auf die Schulter und sagte:

»Ich spreche mit dir!«

»Wem diese Kalesche gehört ...? Na, meinem Herrn ...«

»Und wer ist dein Herr?«

»Petschorin ...«

»Was sagst du, was sagst du?« rief Maxim Maximitsch. »Petschorin? ... Ach, mein Gott! ... Hat er nicht im Kaukasus gedient?«

Der Hauptmann zog mich am Aermel. Die Freude glänzte ihm in den Augen.

»Ich glaube, ja,« antwortete der Diener; »aber ich befinde mich erst seit kurzer Zeit bei ihm.«

»Er ist's, er ist's! Gregor Alexandrowitsch ... nicht wahr, das ist sein Tauf- und Vatersname? ... Ich habe mit deinem Herrn zusammen gedient,« setzte er hinzu, indem er dem Diener so freundschaftlich auf die Schulter klopfte, daß dieser straukelte ...

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sprach dieser mürrisch, »Sie hindern mich an meiner Arbeit.«

»Ach was, mein Lieber!« ... fuhr der Hauptmann fort, »du weißt also nicht, daß ich mit deinem Herrn innig befreundet gewesen, daß wir zusammen gelebt haben? ... Aber wo ist er denn geblieben?«

Der Diener erklärte, daß Petschorin sich bei dem Oberst N. befinde, daß er dort zu Abend esse und übernachtete.

»Aber kommt er denn nicht heut' Abend hierher?« sagte Maxim Maximitsch, »oder gehst du nicht zu ihm? ... Dann sage ihm, daß sich hier Maxim Maximitsch befindet, hörst du? das genügt ... Ich gebe dir auch ein paar Griweniks⁸ Trinkgeld ...«

Der Diener machte ein verächtliches Gesicht bei einem so bescheidenen Anerbieten, versprach jedoch Maxim Maximitsch, seine Bestellung auszurichten.

»Er wird sofort herbeieilen!« sagte Maxim Maximitsch mit triumphirender Miene. »Ich will ihn am Thor erwarten ... Wie schade, daß ich mit Oberst N. nicht bekannt bin.«

Mit diesen Worten setzte sich Maxim Maximitsch auf eine Bank an der Thür der Herberge, und ich begab mich in mein Zimmer. Ich gestehe, daß auch ich mit einiger Ungeduld das Erscheinen dieses Petschorin erwartete, obgleich mir die Erzählung des Hauptmannes keine sehr hohe Meinung von ihm gegeben; allein er hatte einige Charakterzüge an sich, die mir interessant schienen.

Eine Stunde war verstrichen. Der Invalide brachte mir den kochenden Samowar⁹ und die Theekanne.

»Maxim Maximitsch,« rief ich durch das Fenster, »wollen Sie keinen Thee?«

»Ich danke; ich habe keine Lust.«

»Warum denn nicht? Es ist schon spät und dabei recht kalt.«

»Ich danke ...«

»Na, wie Sie wollen!«

Und ich begann allein Thee zu trinken. Zehn Minuten später sehe ich meinen Alten zu mir hereintreten.

»Sie haben doch Recht; am besten, ich trinke ein Täßchen ... Ich habe da auf Petschorin gewartet. Sein Diener muß ihm doch schon längst gemeldet haben, daß ich hier bin; offenbar hat er nicht abkommen können.«

Eiligst trank er eine Tasse, weigerte sich, eine zweite zu nehmen und kehrte wieder auf seinen Posten an der Thür zurück; jedoch mit einer gewissen Unruhe. Offenbar fühlte er sich durch Petschorins

⁸ Eine kleine Münze.

⁹ Wörtlich Selbstkocher. Nationalrussische Theemaschine.

Gleichgiltigkeit gekränkt, – um so mehr, da er mir vor Kurzem von ihrer Freundschaft erzählt hatte, und er noch vor einer Stunde so fest überzeugt gewesen, daß Petschorin, sobald er seinen Namen höre, sofort herbeieilen würde.

Es war schon spät und ziemlich dunkel, als ich nochmals das Fenster öffnete, um Maxim Maximitsch zuzurufen, daß es Zeit zum Schlafen sei. Er murmelte nur etwas Unverständliches durch die Zähne. Ich wiederholte meine Aufforderung – er gab gar keine Antwort.

Ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich auf das Sofa. Das Licht ließ ich angezündet auf der Ofenbank stehen und schlief bald ein; und ich glaube, daß ich recht gut geschlafen hätte, wenn mich Maxim Maximitsch, als er spät eintrat, nicht geweckt hätte. Er warf die Pfeife auf den Tisch, schritt im Zimmer auf und ab, sah nach dem Feuer im Ofen und legte sich endlich hin; aber noch lange hörte ich ihn husten, ausspucken und sich auf seinem Lager hin- und herwenden ...

»Belästigen Sie vielleicht gewisse Insekten?« fragte ich.

»Ach ja, die Insekten!« antwortete er mit einem tiefen Seufzer.

Am folgenden Morgen wachte ich früh auf; aber Maxim Maximitsch war mir bereits zuvorgekommen. Ich fand ihn schon auf seiner Bank an der Thür der Herberge.

»Ich muß mich zu dem Commandanten begeben,« sagte er; »wenn inzwischen Petschorin kommt, so lassen Sie mir's gefälligst melden.«

Ich versprach ihm das, und er entfernte sich so rasch, als ob seine Glieder die Gewandtheit und Kraft der Jugend wiedererlangt hätten.

Der Morgen war frisch und schön. Goldgeränderte Wolken schwebten über den Bergen und nahmen sich aus wie eine neue, in der Luft schwebende Gebirgskette. Vor unserer Schenke lag ein großer Marktplatz. Es war Sonntag, und der Bazar wimmelte von Menschen. Bald war ich von einem Haufen barfüßiger Ossetenknaben umringt, die auf ihren Schultern Körbe mit Honigscheiben herumtrugen und zum Verkauf anboten. Aber ich hielt sie mir ungeduldig vom Leibe; sie interessirten mich nicht, – die Unruhe des braven Hauptmannes begann sich auch meiner zu bemächtigen.

Noch waren keine zehn Minuten verflossen, als sich am andern Ende des Platzes derjenige zeigte, den wir seit dem vorhergehenden Abend erwarteten. Er war von dem Oberst N. begleitet, welcher, nachdem er ihn zu unserm Wirthshause gebracht, sich von ihm

verabschiedete und in das Fort zurückkehrte. Ich schickte sogleich einen der Invaliden zu Maxim Maximitsch.

Der impertinente Diener, mit dem wir am vorhergehenden Abend geredet, ging Petschorin entgegen, theilte ihm mit, daß der Wagen im Augenblick bereit stehen würde, hielt ihm ein Cigarrenkästchen hin und begann, nachdem er einige Befehle erhalten, Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Petschorin steckte sich eine Cigarre an, gähnte einige Mal und setzte sich dann auf eine Bank vor der Thür.

Dies dürfte der rechte Augenblick sein, euch sein Portrait zu zeichnen.

Er war von mittlerer Größe, schlank und fein gebaut; aber seine breiten Schultern deuteten auf eine kräftige Constitution hin, fähig, die Anstrengungen des Wanderlebens und die klimatischen Veränderungen ebenso zu ertragen, wie die Ausschweifungen des hauptstädtischen Lebens und die Stürme der Leidenschaft. Sein hellgrauer, nachlässig zugeknöpfter Sammetüberrock ließ eine Wäsche von blendender Weiße sichtbar werden, – eines der charakteristischen Zeichen eines Mannes von Geschmack. Seine zerknitterten Handschuhe schienen extra nach einem Modell seiner kleinen aristokratischen Hände gemacht zu sein, und als er einen der Handschuhe auszog, frappirte mich die Zartheit seiner weißen Finger. Sein Gang verrieth Gleichgiltigkeit und Faulheit; aber ich bemerkte, daß er beim Gehen nicht die Arme schwenkte, was ich für einen Beweis eines verschlossenen Charakters halte. Uebrigens sollen diese Bemerkungen nur das Ergebnis meiner Eindrücke sein, und ich habe durchaus nicht die Anmaßung, sie für unfehlbar zu halten.

Als er sich auf der Bank niederließ, schien seine Taille sich über sich selbst zusammenzufalten, als wäre sein Rückgrat ohne Knochen. Seine ganze Haltung verrieth eine gewisse nervöse Schwäche. Wie er so da saß, hätte man meinen sollen, man habe eine dreißigjährige Balzacsche Kokette vor sich, die sich nach einem ermüdenden Ball auf ihren Daunensessel geworfen. Auf den ersten Blick hätte ich ihm nicht mehr als dreiundzwanzig Jahre gegeben, aber bei näherer Betrachtung schätzte ich ihn auf mindestens dreißig. In seinem Lächeln lag etwas Kindliches. Sein Teint hatte eine gewisse weibliche Zartheit. Blondes, natürlichgelocktes Haar beschattete anmuthig seine blasse edle Stirn, auf welcher man, aber erst bei sorgfältiger Betrachtung, Spuren von

durcheinanderlaufenden Falten entdeckte, die ohne Zweifel in den Augenblicken des Zornes oder der Aufregung deutlicher hervortraten. Trotz der hellblonden Farbe seines Haares waren Schnurrbart und Brauen doch schwarz – was eben so sehr bei Menschen ein Racezeichen ist, wie bei einem weißen Pferde eine schwarze Mähne und ein schwarzer Schweif. Um das Bild zu vollenden, will ich noch sagen, daß er eine etwas aufgeworfene Nase, untadelhaft weiße Zähne und braune Augen hatte. Aber über diese Augen muß ich mir noch ein paar Worte gestatten.

Zunächst dies: Sie lächelten nicht mit, wenn die Lippen lächelten! ... Ist euch diese Eigenthümlichkeit bei gewissen Menschen nicht aufgefallen? ... Es ist das ein Zeichen eines schlechten Charakters oder eines tiefen unheilbaren Kummers. Unter ihren halbgeschlossenen Lidern hervor strahlten sie einen gewissen phosphorartigen Glanz aus, wenn ich mich so ausdrücken darf. Dieser Ausdruck war weder der Widerschein einer glühenden Seele noch das Aufblitzen einer erregten Phantasie; es war der Glanz des geschliffenen Stahls, – blendend, aber kalt. Sein Blick war nicht fest, aber durchdringend und peinlich. Er machte den unangenehmen Eindruck einer indiscreten Frage und wäre frech gewesen, wenn er nicht zugleich eine solche Ruhe und Gleichgiltigkeit ausgedrückt hätte.

Vielleicht machte ich alle diese Beobachtungen nur darum, weil ich einige Einzelheiten aus seinem Leben kannte, und es ist möglich, daß sein Gesicht auf einen Andern einen ganz andern Eindruck gemacht hätte. Aber da der Leser niemals von Jemand anders als von mir über meinen Helden wird reden hören, wird er wohl oder übel sich dazu verstehen müssen, ihn mit meinen Augen anzusehen.

Uebrigens muß ich noch hinzufügen, daß er im großen Ganzen ein Mann von recht angenehmem Aeußeren war und eine jener Physiognomien hatte, die vorzugsweise den Frauen gefallen.

Die Pferde waren angespannt; die Glöckchen hatten sich schon mehr als einmal vernehmen lassen; der Diener hatte Petschorin schon zweimal gemeldet, daß Alles zur Abfahrt bereit sei, – und Maxim Maximitsch erschien noch immer nicht. Zum Glück war Petschorin in eine Träumerei versunken. Seine Blicke waren auf die blauen zackigen Kämme des Kaukasus gerichtet, und es schien, als ob es gar keine Eile habe mit seiner Abreise.

Ich trat auf ihn zu und sagte:

»Wenn Sie noch ein wenig warten wollen, werden Sie das Vergnügen haben, einen alten Freund wiederzusehen ...«

»Ah, richtig!« antwortete er rasch; »man hat mir gestern Abend von ihm gesprochen; aber wo ist er?«

Ich wandte mich nach dem Marktplatz um, und da sah ich Maxim Maximitsch aus allen Kräften herbeieilen ...

Nach einigen Minuten stand er ganz athemlos bei uns; der Schweiß strömte ihm über das Gesicht; die feuchten Büschel seiner grauen Haare drangen unter seiner Mütze hervor und klebten an der Stirn; seine Knie zitterten ... Er wollte sich Petschorin um den Hals werfen, aber dieser streckte ihm ziemlich kalt, wenn auch mit höflichem Lächeln, die Hand entgegen. Der Capitain schien einen Augenblick verblüfft und verletzt, aber dann ergriff er die ausgestreckte Hand mit seinen beiden Händen und drückte sie mit Wärme; doch vermochte er noch immer kein Wort hervorzubringen.

»Wie freut es mich, Sie wiederzusehen, mein lieber Maxim Maximitsch,« sagte Petschorin. »Nun, wie geht es Ihnen?«

»Und du ... und Sie? ...« stotterte mit Thränen in den Augen der alte Mann. »So viele Jahre ... so viele Tage ... aber wo soll's jetzt hingehen?«

»Nach Persien ... vielleicht auch noch weiter.«

»Aber doch nicht sofort? ... Nein, Sie dürfen uns nicht so schnell verlassen, lieber Freund; Sie müssen noch etwas bei uns bleiben! ... Wir haben uns so lange nicht gesehen ...«

»Ich habe Eile, Maxim Maximitsch,« lautete die Antwort.

»Mein Gott, wozu eine solche Hast? ... Ich habe Ihnen so viel zu erzählen ... so viele Fragen an Sie zu richten ... Nun, haben Sie den Dienst quittirt? ... Und – was ist nun aus Ihnen geworden?«

»Ich habe mich gelangweilt,« antwortete Petschorin lächelnd.

»Erinnern Sie sich noch der Tage, die wir miteinander in dem Fort verlebten? ... Welch herrliche Jagdreviere! ... Und Sie waren ein so leidenschaftlicher Jäger ... Und Bela ...«

Petschorin erblaßte ein wenig und wandte sich ab ...

»Ja, ich erinnere mich,« versetzte er – und mußte fast in demselben Augenblick gähnen.

Maxim Maximitsch drang in ihn, doch noch zwei Stunden zu bleiben.

»Wir werden herrlich zu Mittag speisen,« sagte er. »Ich habe noch zwei Fasanen und es gibt hier ausgezeichneten Kachetinerwein ... Natürlich, so gut wie der in Georgien ist er nicht; aber er ist doch von trefflicher Qualität ... Wir plaudern mit einander ... Sie erzählen mir von Ihrem Leben in Petersburg ... nicht wahr?«

»Aber ich habe wirklich nichts zu erzählen, mein lieber Maxim Maximitsch ... Und nun leben Sie wohl, es wird Zeit ... ich muß mich beeilen ... Ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht vergessen haben,« fügte er, seine Hand ergreifend, hinzu.

Der alte Offizier runzelte die Stirn ... Er fühlte sich verletzt und gekränkt, obgleich er sich bemühte, seinen Unmuth zu verheimlichen.

»Vergessen!« rief er aus. »Nein, ich habe nichts vergessen ... Nun, Gott mit Ihnen ... Ich dachte nicht, daß wir uns so wiedersehen würden ...«

»Nun, nun!« versetzte Petschorin, indem er ihn freundschaftlich umarmte. »Bin ich denn nicht der Alte? ... Was soll man machen? Jeder geht seines Weges ... Ob wir uns jemals wieder begegnen werden ... Das weiß Gott!«

Mit diesen Worten nahm er Platz in seiner Kalesche und der Kutscher hatte bereits die Zügel in den Händen.

»Halt, halt!« rief plötzlich Maxim Maximitsch und griff nach der Wagenthür. »Das hatt' ich ja ganz vergessen ... Sie wissen, Gregor Alexandrowitsch, Sie hatten mir Ihre Papiere übergeben ... ich trage sie immer mit mir herum und hoffte sie Ihnen in Georgien zustellen zu können, aber da ich Sie nun hier treffe ... was soll ich damit machen?«

»Was Sie wollen!« antwortete Petschorin. »Leben Sie wohl ...«

»Also nach Persien gehen Sie? ... Und wann kehren Sie zurück?« rief ihm Maxim Maximitsch nach.

Aber der Wagen jagte schon davon, und Petschorin machte mit der Hand ein Zeichen, das man in folgender Weise übersetzen konnte:

»Sie sind betrübt? Ich wüßte nicht warum!«

Schon längst war nichts mehr zu hören, weder von dem Postglöckchen noch von dem Rasseln des Wagens auf dem steinigen Wege, und noch immer stand der arme Greis an derselben Stelle, stumm und in tiefes Sinnen verloren.

»Ja,« sagte er endlich, und bemühte sich eine gleichgiltige Miene anzunehmen, obschon Thränen des Aergers von Zeit zu Zeit an seinen

Wimpern schimmerten – »und dennoch sind wir Freunde gewesen, – aber was ist heut zu Tage Freundschaft! ... Was kann ihn an mir interessieren? Ich bin nicht reich, ich habe keinen hohen Rang, und an Jahren sind wir uns erst recht nicht gleich ...«

»Und welch ein Stutzer er während seines neuen Aufenthalts in Petersburg geworden ist! ... Welch eine Kalesche! ... Und welch eine Menge Reisegepäck! ... Und welch ein impertinenter Diener!«

Diese letzteren Worte wurden mit einem ironischen Lächeln gesprochen.

»Sagen Sie 'mal,« fuhr er, zu mir gewendet, fort, »was halten Sie von einem solchen Einfall? ... Was zum Teufel führt ihn denn nun nach Persien! ... Es ist lächerlich, wahrhaftig lächerlich! ... Uebrigens wußte ich längst, daß er ein windiger Mensch ist, auf den man sich nicht verlassen kann ... Aber schade ist es doch ... er wird ein schlimmes Ende nehmen, ganz unzweifelhaft! ... Ich habe es immer gesagt: Wer seine alten Freunde vergessen kann, an dem ist nichts Solides ...«

Hier wandte er sich wieder ab, um seine Regung zu verbergen, trat in den Hof und ging um seinen Wagen herum, als ob er die Räder untersuchen wollte ... Seine Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

»Maxim Maximitsch,« sagte ich, auf ihn zutretend, »was sind das für Papiere, die Petschorin Ihnen übergeben hat?«

»Das weiß Gott! So eine Art Tagebuch ...«

»Was wollen Sie damit machen?«

»Nun – Patronen.«

»Geben Sie sie lieber mir.«

Er sah mich überrascht an, murmelte etwas zwischen den Zähnen und begann in einem Koffer zu wühlen.

Bald zog er ein Heft hervor, das er verächtlich zur Erde warf; ein zweites, ein drittes und ein viertes hatten dasselbe Schicksal. Es lag in dem Aerger des Hauptmannes etwas Knabenhaftes; wie sehr ich mit ihm auch sympathisirte, sein Zorn kam mir lächerlich vor ...

»Da ist die ganze Schreiberei,« sagte er; »ich gratulire Ihnen zu diesem Schatze ...«

»Und ich kann mit diesen Papieren machen, was ich will?«

»Sie können sie sogar in den Zeitungen veröffentlichen. Was gehen sie mich an? ... Bin ich etwa ein Freund oder Verwandter von ihm? ... Allerdings, wir haben lange Zeit mit einander unter einem Dache

gelebt ... Aber mit wem hätte ich nicht schon eine Zeit lang zusammengelebt?«

Ich beeilte mich, die Hefte aufzulesen und sie schnell in Sicherheit zu bringen, da ich befürchtete, der Hauptmann könnte auf andere Gedanken kommen. Bald meldete man uns, daß die Occasion in einer Stunde abgehen würde; ich befahl, anzuspannen. Der Hauptmann trat gerade zu mir ins Zimmer, als ich mit den letzten Vorbereitungen zur Abreise fertig war. Er schien mir noch gar nicht zur Abreise bereit, und sein Gesicht hatte einen gezwungenen kalten Ausdruck.

»Reisen Sie denn nicht mit uns, Maxim Maximitsch?«

»Nein!«

»Warum nicht?«

»Ich habe den Commandanten noch nicht gesprochen, und ich muß ihm verschiedene Gegenstände übergeben ...«

»Sie sind aber doch in seiner Wohnung gewesen?«

»Allerdings,« versetzte er etwas verlegen; »aber er war nicht zu Hause; und ich wollte nicht warten.«

Ich begriff. Der arme Greis hatte vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben eine Dienstsache persönlichen Angelegenheiten nachgesetzt, – und wie war er dafür belohnt worden!

»Es thut mir sehr leid,« sagte ich zu ihm, »sehr leid, Maxim Maximitsch, daß wir uns so bald trennen müssen.«

»Was kann Ihnen an einem alten, ungebildeten Manne, wie ich bin, liegen! ... Die heutige Jugend ist stolz und weltlich gesinnt; so lange ihr den Kugeln der Tscherkessen ausgesetzt seid, meine schönen Herren, seid ihr sehr höflich gegen uns: aber begegnet man euch später, so schämt ihr euch Unsereins und reicht einem alten Kameraden kaum die Hand.«

»Ich habe diese Vorwürfe nicht verdient, Maxim Maximitsch.«

»Ja ... nun ... achten Sie auf meine Worte nicht; übrigens wünsche ich Ihnen eine angenehme Reise und alles mögliche Glück.«

Wir schieden ziemlich trocken. Der brave Maxim Maximitsch war wieder der harte querköpfige Hauptmann geworden! Und warum? Weil Petschorin ihm aus Zerstreutheit oder aus einem andern Grunde die Hand gereicht, während dieser ihm um den Hals hatte fallen wollen. Es ist ein trauriger Augenblick, wenn ein junger Mann seine süßesten Träume, seine schönsten Hoffnungen in nichts zerrinnen sieht, – wenn

der Rosenschleier vor ihm zerreißt, durch welchen er die Gedanken und das Treiben der Menschen beobachtete; und doch bleibt ihm in diesem schmerzlichen Augenblick noch eine Hoffnung, die Hoffnung, die Träume, die er verloren, durch neue Illusionen zu ersetzen, die zwar nicht weniger flüchtig, aber dafür auch nicht weniger verführerisch sind ... Aber womit soll man diese Gaben der Jugend in den Jahren eines Maxim Maximitsch ersetzen? Die Seele verschließt sich, das Herz verhärtet sich ... Ich reiste allein ab.

Petschorins Tagebuch.

Vorwort.

Vor einiger Zeit habe ich erfahren, daß Petschorin auf seiner Rückreise aus Persien gestorben sei. Ich muß gestehen, diese Nachricht verursachte mir eine selbstsüchtige Freude: Es hinderte mich nun nichts mehr, die nachfolgenden Aufzeichnungen zu veröffentlichen, und ich habe diese Gelegenheit benutzt, meinen Namen unter ein fremdes Werk zu setzen. Gebe Gott, daß meine Leser mich wegen eines so unschuldigen Betrugers nicht zu streng tadeln!

Ich habe nur noch einige Aufklärungen zu geben über die Gründe, die mich veranlaßt, dem Publikum die Herzensgeheimnisse eines Mannes zu offenbaren, den ich nicht einmal gekannt. Wär' ich wenigstens noch sein Freund gewesen! Man weiß, was sich die hinterlistige Indiscretion eines wahren Freundes erlauben darf. Aber ich habe ihn nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen, und zwar auf der Landstraße. Ich kann also nicht in den Verdacht kommen, als hätte ich jenen dumpfen Haß gegen ihn genährt, der unter der Maske der Freundschaft nur den Tod oder das Unglück des Betreffenden erwartet, um auf dessen Haupt einen Hagel von Vorwürfen und Rathschlägen, von Spott und Mitleid herabzuschleudern.

Die Lectüre dieser Aufzeichnungen hat mich von der Aufrichtigkeit desjenigen überzeugt, der so unbarmherzig seine eigenen Schwächen und Fehler offen eingestand. Die Geschichte einer Menschenseele, und wäre es auch die der unbedeutendsten Seele, ist vielleicht interessanter und nützlicher, als die Geschichte eines ganzen Volkes, besonders wenn sie das Product der Beobachtungen ist, die ein reifer Geist über sich

selbst angestellt hat, und wenn sie ohne den prahlerischen Wunsch geschrieben ist, Theilnahme oder Erstaunen zu erregen. Die Bekenntnisse Rousseau's haben schon den Fehler, daß er sie seinen Freunden vorlas.

Also nur der Wunsch, nützlich zu sein, hat mich bewogen, Bruchstücke aus einem Tagebuche zu veröffentlichen, das mir der Zufall in die Hände gespielt. Obgleich ich alle Eigennamen geändert habe, werden doch wahrscheinlich diejenigen, um die es sich handelt, sich erkennen, und vielleicht werden sie Nachsicht mit den Fehlern eines Mannes haben, der mit dieser Welt nichts mehr zu thun hat und den sie bis jetzt so streng beurtheilt haben. Wir entschuldigen ja fast immer das, was wir begreifen.

Ich habe mich darauf beschränkt, diesen Aufzeichnungen nur das zu entlehnen, was sich auf Petschorins Aufenthalt im Kaukasus bezieht. Es befindet sich in meinem Besitz ein dickes Heft, in welchem er die Geschichte seines ganzen Lebens erzählt. Eines Tages gedenke ich auch diese dem Urtheil der Welt vorzulegen; augenblicklich wage ich es aus viel gewichtigen Gründen nicht, die Verantwortlichkeit hierfür auf mich zu nehmen.

Vielleicht möchten manche meiner Leser gern erfahren, wie ich selbst über Petschorins Charakter denke. Meine Antwort ist – der Titel dieses Buches. – Aber, werden sie sagen, das ist ja nur eine boshafte Ironie! – Wer weiß?

3. Taman.

Von allen russischen Seestädten ist Taman unbedingt die erbärmlichste. Ich wäre in diesem Nest beinah Hungers gestorben und wenig hätte gefehlt, so hätte man mich dort ersäuft.

Ich kam spät in der Nacht mit einem Postfuhrwerk an. Der Kutscher hielt mit seinem ermüdeten Dreigespann vor dem Hofthor des einzigen steinernen Hauses, das sich in der Vorstadt befindet.

Die Schildwache, ein Kosak vom schwarzen Meer, schrie, als sie den Ton des Postglöckchens vernahm, mit einer vor Verschlafenheit heiseren Stimme »Werda!«

Der Kosakenunteroffizier und der Corporal kamen heraus. Ich sagte ihnen, daß ich Offizier sei, in Regierungsangelegenheiten reise und als solcher Anspruch auf ein Quartier habe.

Der Corporal führte uns in der ganzen Stadt umher; zu welcher Isba¹⁰ wir auch kamen, – sie waren alle besetzt. Es war sehr kalt; schon drei Nächte hatte ich nicht geschlafen; ich war sehr müde, und so begann ich ärgerlich zu werden.

»So führe mich doch endlich wohin!« rief ich; »und wär' es auch zum Teufel! Wenn ich nur irgendwo ein Lager finde.«

»Da wäre wol noch so eine Hütte,« antwortete der Corporal und kratzte sich hinter den Ohren; »nur wird sie Euer Wohlgeboren nicht gefallen; es ist dort nicht sauber!«

Ohne über die eigentliche Bedeutung des letztern Wortes nachzudenken, befahl ich ihm, mich dorthin zu führen, und nach einer langen Wanderung durch schmutzige Gassen, an deren beiden Seiten ich weiter nichts als alte verfallene Bretterzäune gewahrte, kamen wir endlich zu einer kleinen, unmittelbar am Gestade des Meeres gelegenen Hütte.

Der Vollmond beschien das Schilfdach und die weißen Wände meines neuen Quartiers. Auf dem Hofe, der von einer Art Mauer aus Kieselsteinen umgeben war, gewahrte ich noch eine andere, viel kleinere und viel ältere Hütte. Von dort neigte sich der Boden fast ganz steil dem Meere zu, das ein ununterbrochenes Gemurmel vernehmen ließ und mit seinen dunkelblauen Wellen fast die Mauern dieser Wohnung bespülte.

Der Mond betrachtete ruhig das aufgeregte, aber seinem Einfluß unterworfen Element, und ich vermochte bei seinem Schein in ziemlich weiter Entfernung vom Ufer zwei Schiffe zu unterscheiden, deren schwarzes Segelwerk sich wie ein Spinnweben an dem blassen Himmel abzeichnete.

»Da liegen Schiffe vor Anker,« dachte ich; »das kommt mir gelegen; morgen kann ich nach Gelendschik weiterreisen.«

Ein Kosak von der Linie versah bei mir die Functionen eines Dieners. Ich befahl ihm, meinen Koffer hereinzubringen und den Kutscher zurückzuschicken; dann begann ich nach dem Besitzer des Hauses zu rufen.

Keine Antwort.

¹⁰ Bauernhütte.

Ich klopfte – dasselbe Schweigen ... Was bedeutet denn das? Ich klopfte von neuem, und da seh' ich endlich aus dem Hausflur einen Knaben von etwa vierzehn Jahren herauskommen.

»Wo ist der Besitzer dieses Hauses?«

»Ist nicht,« wird mir auf Kleinrussisch geantwortet.

»Wie! Es gibt hier gar keinen Herrn?«

»Nein!«

»Und die Herrin?«

»Die ist ins Dorf gegangen.«

»Wer wird mir denn die Thür öffnen?« rief ich, indem ich mit dem Fuße dagegen stieß.

Aber die Thür ging von selbst auf, und aus dem Innern der Hütte strömte mir ein feuchter Dunst entgegen.

Ich strich ein Zündhölzchen an und hielt es dem Knaben unter die Nase: das Licht beschien zwei weiße Augen. Er war blind, von Geburt an vollständig blind. Er stand unbeweglich vor mir, und ich begann die Züge seines Gesichts zu mustern.

Ich muß gestehen, ich habe eine starke Abneigung gegen alle Blinden, Einäugigen, Tauben, Stummen, Lahmen, Einarmigen, Buckligen u.s.w. Ich habe bemerkt, daß immer eine gewisse merkwürdige Beziehung besteht zwischen dem Aeußern des Menschen und seiner Seele, – als ob durch den Verlust eines Gliedes auch die Seele die eine oder die andere Fähigkeit eingebüßt hätte.

Ich begann also das Gesicht des Blinden zu untersuchen; aber was kann man in einem Gesicht lesen, das nicht durch Augen belebt wird? ... Lange betrachtete ich es mit einem unwillkürlichen Gefühl des Mitleids, als plötzlich ein kaum merkliches Lächeln über seine dünnen Lippen zuckte, das, ich weiß nicht warum, einen höchst unangenehmen Eindruck auf mich machte. Der Gedanke ging mir durch den Kopf, dieser Blinde könnte doch wol nicht so blind sein, als es scheine. Vergebens sagte ich mir, daß es unmöglich sei, Blindheit zu heucheln und zudem, zu welchem Zweck? Aber ich kann mir nicht helfen – das Vorurtheil siegt bei mir mitunter über den Verstand ...

»Bist du der Sohn der Herrin vom Hause?« fragte ich endlich den Knaben.

»Nein!«

»Wer bist du denn?«

»Eine arme Waise.«

»Und hat die Herrin Kinder?«

»Nein, sie hatte eine Tochter; aber die ist mit einem Tataren über das Meer entflohen.«

»Wer war dieser Tatar?«

»Ja, wer weiß das! Ein Tatar aus der Krim – ein Schiffer aus Kertsch.«

Ich trat in die Hütte. Zwei Bänke, ein Tisch und ein großer Schrank neben dem Ofen bildeten das ganze Mobiliar. Nicht ein einziges Heiligenbild an der Wand – ein böses Zeichen! Durch die zerbrochenen Scheiben blies die Seebrise.

Ich nahm ein Wachslight aus meinem Koffer, zündete es an und begann auszupacken. In die eine Ecke stellte ich mein Gewehr, auf den Tisch legte ich die Pistolen. Dann hüllte ich mich in meine Burka und streckte mich auf eine Bank aus, während mein Kosak sich auf einer andern einrichtete. Nach zehn Minuten schnarchte er ... aber ich vermochte nicht einzuschlafen: Mir war, als ob vor mir in der Dunkelheit sich fortwährend die blinde Waise mit den weißen Augen hin und herbewege.

So verstrich etwa eine Stunde. Der Mond schien durch das Fenster, und sein Licht spielte auf den Dielen der Stube. Plötzlich huscht ein Schatten über die mondbeleuchtete Stelle des Zimmers. Ich stehe auf und blicke durchs Fenster. Eine menschliche Gestalt eilt zum zweiten Mal an demselben vorüber und verschwindet, Gott weiß wohin. Ich konnte nicht voraussetzen, daß dieselbe an der Böschung des Ufers entlang entschlüpft sei; und doch war kein anderer Ausweg vorhanden. Ich warf sofort meinen Beschmet um, ergriff meinen Dolch und ging ganz leise aus der Hütte, – und da begegnet mir der kleine Blinde.

Ich verbarg mich hinter dem Zaune, und er ging sicher aber vorsichtig an mir vorüber. Unter dem Arm trug er etwas wie ein Bündel; und auf den Hafen zugehend, schritt er über einen schmalen steilen Fußpfad hinab.

An diesem Tage, dachte ich bei mir, werden die Stummen reden und die Blinden sehen, und ich folgte ihm aus einiger Entfernung, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Mittlerweile begann der Mond sich mit Wolken zu bedecken, und über das Meer breitete sich dichter Nebel aus; kaum vermochte man

durch denselben die Schiffslaterne auf dem Hintertheil eines nahen Schiffes zu unterscheiden; die weißlichen Wellen schlugen schäumend gegen das Ufer und drohten jeden Augenblick den Knaben zu verschlingen. Nur mit Mühe vermochte ich ihm auf unserm abschüssigen Wege zu folgen. Da blieb er einen Augenblick stehen, dann wandte er sich nach rechts. Er schritt so nahe am Wasser hin, daß es schien, als würde ihn jeden Augenblick eine Welle erfassen und mit sich fortreißen. Aber offenbar war dies nicht sein erster Gang, nach der Sicherheit zu urtheilen, mit welcher er von Stein zu Stein schritt und den Abgrund vermied. Endlich blieb er von neuem stehen, als hätte er irgend ein Geräusch gehört, setzte sich auf die Erde und legte sein Bündel neben sich. Hinter einem vorspringenden Felsen stehend, beobachtete ich alle seine Bewegungen. Einige Minuten verstreichen. Da erscheint in der entgegengesetzten Richtung eine weiße Gestalt. Sie nähert sich dem Blinden und setzt sich neben ihn. Der Wind ist mir günstig: er trägt mir von Zeit zu Zeit ihr Gespräch zu.

»Welch ein heftiger Sturm!« sagte eine Frauenstimme. »Janko wird nicht kommen.«

»Janko fürchtet den Sturm nicht,« antwortete der Blinde.

»Aber der Nebel wird immer dichter,« entgegnete die Frauenstimme mit einem Ausdruck von Traurigkeit.

»Bei Nebelwetter ist es viel leichter die Schiffswache zu täuschen,« war die Antwort.

»Und wenn er ertrinkt?«

»Nun – dann gehst du nächsten Sonntag ohne das neue Band zur Kirche.«

Es trat ein Schweigen ein. Ein Umstand fiel mir sofort auf: Mit mir hatte der Blinde Kleinrussisch gesprochen; jetzt dagegen drückte er sich in reinem Russisch aus.

»Siehst du wol, daß ich Recht hatte,« nahm der Blinde wieder das Wort und klatschte in die Hände. »Janko fürchtet weder das Meer noch den Sturmwind, weder den Nebel noch die Küstenwache. Horch! das ist nicht das Klatschen der Wellen; nein, ich täusche mich nicht, – das sind seine langen Ruderstangen.«

Die Frau sprang auf und schaute unruhig in die Ferne.

»Du träumst, Junge,« sprach sie. »Ich sehe nichts.«

Ich bemühte mich ebenfalls in der Ferne etwas wie einen Kahn zu entdecken; aber es gelang mir nicht. So vergingen zehn Minuten; da zeigte sich zwischen dem Wellenberge ein schwarzer Punkt: Bald vergrößerte er sich, bald wurde er kleiner. Nach und nach unterschied ich eine Barke, die bald oben auf den Wellenkämmen schwebte, bald neben ihnen hinschoß und sich rasch dem Ufer näherte. Es mußte ein verwegener Schiffer sein, der in einer solchen Nacht seinen Kahn über einen Meeresarm von zwanzig Werst Breite zu führen wagte, und ein wichtiger Grund mußte es sein, der ihn einer solchen Gefahr trotzen ließ.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, folgte ich mit unwillkürlichem Herzklopfen den Bewegungen des armen Kahns. Er tauchte bald wie eine Ente unter, bald erhob er sich plötzlich wieder durch einen geschickten Ruderschlag und wiegte sich auf den schäumenden Wellen über dem Abgrunde. Da auf einmal schien es mir, als würde er gegen das Ufer geschleudert und drohe in tausend Stücke zertrümmert zu werden, – aber die Barke machte sehr geschickt eine Seitenwendung und schlüpfte sicher und wohlbehalten in eine kleine Bucht.

Es stieg ein Mann von mittlerer Größe aus, der nach Art der Tataren eine Lammfellmütze trug. Er winkte mit der Hand – und alle drei begannen irgend einen Gegenstand aus dem Kahn zu ziehen. Der Gegenstand war so schwer, daß ich jetzt noch nicht begreife, wie die Barke ihn hatte tragen können. Jeder von ihnen nahm einen Theil der Ladung auf seine Schulter, sie entfernten sich am Ufer entlang und waren bald meinen Blicken entschwunden.

Mir blieb weiter nichts übrig, als in meine Hütte zurückzukehren; aber ich gestehe, alle diese seltsamen Dinge hatten mich so aufgeregt, daß ich mit großer Ungeduld den Morgen erwartete.

Mein Kosak war ganz erstaunt, als er mich beim Erwachen vollständig angekleidet fand. Allein ich erzählte ihm nichts von meinem nächtlichen Spaziergange. Nachdem ich eine Zeit lang durch das Fenster den blauen, hin und wieder mit leichten Wolken bedeckten Himmel und das ferne Gestade der Krim betrachtete, das sich am Horizont wie ein violettes Band hinzieht und mit einem Felsen endet, auf dessen Spitze sich der Leuchthurm erhebt, begab ich mich nach dem Fort Fanagori, um mich bei dem Commandanten zu erkundigen, wann ich nach Gelendschik abfahren könnte.

Aber leider vermochte mir der Commandant nichts Bestimmtes zu sagen. Die Schiffe, welche in dem Hafen lagen, waren sämmtlich entweder Wacht- oder Kauffahrteischiffe, die man noch nicht einmal zu laden begonnen.

»Vielleicht,« setzte der Commandant hinzu, »kommt in drei oder vier Tagen ein Postschiff, und dann werden wir sehen.«

Unmuthig, schlecht gelaunt kehrte ich in mein Quartier zurück. Auf der Schwelle trat mir mit ganz erschrecktem Gesicht mein Kosak entgegen.

»Eine böse Geschichte!« sagte er zu mir.

»Ja wol, Freund!« erwiderte ich. »Weiß Gott, wann wir von hier fortkommen!«

Diese Worte schienen seine Unruhe noch zu vermehren. Er näherte sich mir und flüsterte mir ins Ohr:

»Es ist hier nicht sauber! Ich traf hier heut Morgen einen Corporal vom schwarzen Meer, mit dem ich bekannt bin, – wir standen voriges Jahr bei demselben Regiment.« Als ich ihm sagte, wo wir in Quartier lägen, da sprach er zu mir:

»Da, Freundchen, ist es nicht sauber, – gefährliche Leute! ... Und in der That, was ist das für eine Geschichte mit diesem Blinden! ... Ueberall geht er allein hin: nach dem Markt, zu dem Bäcker, nach dem Brunnen ... Es scheint, hier ist man an so etwas gewöhnt.«

»Und hat sich wenigstens die Wirthin gezeigt?«

»Ja, heut Morgen, als Sie ausgegangen waren, kam eine Alte mit ihrer Tochter.«

»Was für eine Tochter? Sie hat keine Tochter.«

»Dann weiß ich nicht, wer sie ist, wenn sie nicht ihre Tochter ist; aber da sitzt die Alte jetzt in ihrer Hütte.«

Ich trat ein. In dem Ofen brannte ein tüchtiges Feuer und auf demselben ward ein Mahl bereitet, das für arme Leute nichts zu wünschen übrig ließ.

Auf alle meine Fragen antwortete die Alte, sie höre nichts, sie sei taub. Was sollte ich mit ihr anfangen? Ich wandte mich an den blinden Knaben, der vor dem Ofen saß und Zweige ins Feuer warf.

»Und du, blindes Teufelchen« sagte ich zu ihm, indem ich ihn am Ohr faßte, »sag' mal, wo bist du denn heut' Nacht mit dem Bündel unter dem Arm herumgestrichen? ... Sprich!«

Da begann der Kleine plötzlich zu weinen und zu seufzen und antwortete schluchzend:

»Wo ich heut' Nacht hingewesen? ... Nirgends bin ich hingewesen ... Mit einem Bündel? ... mit was für einem Bündel?«

Diesmal hatte die Alte sehr gut gehört, und sie begann zu murmeln:

»Was fällt Ihnen denn ein! Und sich da noch an einem unglücklichen armen Kinde vergreifen! Was wollen Sie von ihm? Was hat er Ihnen denn gethan?«

Diese Komödie langweilte mich, und ich ging wieder hinaus, fest entschlossen, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden.

Ich wickelte mich in meine Burka und setzte mich vor der Thür auf einen Stein und ließ meine Blicke in die Ferne schweifen. Vor mir dehnte sich das Meer aus, das von dem nächtlichen Sturm noch in Aufregung war. Das eintönige Gemurmel der Wellen glich dem Gesumme einer entschlummernden Stadt; es rief alte Erinnerungen in mir wach und versetzte mich in Gedanken nach dem Norden in unsere kalte Hauptstadt. Ich überließ mich meinen Gedanken und versank in Träumerei ...

Etwa eine Stunde war so verstrichen; vielleicht auch mehr ... Plötzlich tönt etwas wie Gesang an mein Ohr. Ja, es war Gesang, – und eine so frische weibliche Stimme ... Aber von woher kam sie? ... Ich höre aufmerksam zu. Die Melodie ist ganz rein; bald langsam und traurig, bald rasch und lebhaft. Ich blicke mich um – ringsumher kein Mensch! Ich lausche von neuem – es ist, als kämen die Töne vom Himmel herab. Ich richte die Augen empor – und da sehe ich auf dem Dach der Hütte ein Mädchen in einem gestreiften Kleide mit tief herabfallendem Haar – eine wahre Russalka.

Die eine Hand hatte sie über die Augen gelegt, um sie vor den hellen Sonnenstrahlen zu schützen. Unverwandt schaute sie in die Ferne, bald mit sich selbst redend und vor sich hinlächelnd, bald ihren Gesang fortsetzend.

Ihr Lied ist mir treu im Gedächtnis geblieben:

Schnell flieget das Schifflin

Wie Jägers Speer

Hin über das freie,

Das grünliche Meer.

Kein prunkender Name

Verzieret den Bug,

Doch kennen es Alle

Am sicheren Flug.

Sie kennen es Alle,

Doch keiner wie ich,

Und naht es dem Strande,

So findet es mich.

Und stößt es vom Ufer,

So weilet mein Fuß

Am Felsengestade, –

Es folgt ihm mein Gruß.

Wenn stürmisch brandet

Die wogende See,

Dann fliehn die Fregatten

Zur Meereshöh';

Dann fleh' ich zum Meere:

Verschone sein Schiff,

O trage es glücklich

Um's fährliche Riff!

Verschlinge die Waaren,

Die reichlich es führt, –

Nur schon des Fährmanns,

Der kühn es regiert.

Es wollte mir scheinen, als ob ich diese selbe Stimme in der vorhergehenden Nacht schon gehört hätte. Diesem Gedanken hing ich einen Augenblick nach und blickte dann wieder zu dem Dache hinauf. Das Mädchen war verschwunden. Plötzlich eilte sie, irgend eine andere Weise summend, an mir vorbei und huschte, mit den Fingern schnalzend, hinein zu der Alten. Und da begann zwischen ihnen ein Disput. Die Alte wurde böse; das Mädchen lachte hell auf. Da sehe ich meine Undine plötzlich wieder davonhüpfen. Als sie meiner ansichtig wird, bleibt sie stehen und blickt mir fest in die Augen, als sei sie über meine Anwesenheit erstaunt. Darauf wendet sie sich gleichgiltig ab und geht langsamen Schrittes auf das Ufer zu.

Aber damit war es noch nicht zu Ende. Während des ganzen übrigen Tages drehte sie sich um mein Quartier herum, in einem fort singend und hüpfend. Seltsames Wesen! Ihre Gesichtszüge zeigten durchaus keine Spur einer Geistesstörung. Im Gegentheil, sie richtete mit solcher Keckheit ihre durchdringenden Augen auf mich! ... und diese Augen schienen eine magnetische Kraft auf mich auszuüben und beständig irgend eine Frage zu erwarten. Aber sobald ich ein Gespräch anknüpfen wollte, entflohen sie mit einem boshafte Lächeln.

Ein solches Mädchen hatte ich wirklich noch nie gesehen. Man konnte sie durchaus nicht schön nennen; aber auch im Punkte der Schönheit habe ich meine eigenen Ansichten. Es war viel Rasse an ihr ... und bei den Frauen wie bei den Pferden ist die Rasse etwas sehr Wichtiges; übrigens verdanken wir diese Entdeckung der jungen französischen Poetenschule. Man erkennt sie – das heißt die Rasse, nicht die junge französische Poetenschule – vorzugsweise am Schritt, an der Form der Hände und Füße; auch die Nase spielt hier eine sehr wichtige Rolle. Regelmäßige Nasen sind in Rußland weit seltener als kleine Füße.

Meine Sängerin schien kaum achtzehn Jahre zu zählen. Eine außerordentliche Schmiegsamkeit des Körpers, ihre ungewöhnlichen, nur ihr eigenthümlichen Kopfbewegungen, ihr langes blondes Haar, das wie eine goldschimmernde Flut auf den Hals und die leichtgebraunten Schultern herabflo, und vor allem ihre regelmäßige Nase – das Alles hatte für mich etwas Bezauberndes.

Mochte ich auch in ihrem Seitenblick etwas Wildes und Verdächtiges lesen, mochte in ihrem Lächeln auch etwas Gezwungenes liegen – das Vorurtheil trug den Sieg davon: die schönen Linien ihrer Nase brachten meinen Verstand zum Schweigen; und ich bildete mir ein, Goethe's Mignon, dieser wunderlichen Schöpfung der deutschen Phantasie begegnet zu sein. Und in der That, diese beiden Wesen hatten viel Gemeinsames: Derselbe rasche Uebergang von der größten Aufregung zur vollkommensten Ruhe und Unbeweglichkeit; dieselben räthselhaften Reden, dieselben seltsamen Lieder ... Als ich gegen Abend meine Undine an der Thür zum Stehen brachte, hatte ich folgendes Gespräch mit ihr:

»Sage mir, mein schönes Kind,« sagte ich, »was machtest du heut' auf dem Dach?«

»Ich wollte sehen, woher der Wind wehte!«

»Warum denn?«

»Woher der Wind weht, daher kommt das Glück.«

»Und wolltest du mit deinem Singen das Glück herbeirufen?«

»Wo man singt, da ist man glücklich.«

»Aber wenn dein Gesang das Unglück herbeirief?«

»Was läge daran? Geht's nicht gut, so geht es schlimm, und vom Schlimmen zum Guten ist's wieder nur ein kurzer Weg.«

»Wer hat dich deine Lieder gelehrt?«

»Niemand. Ich denke nach – und singe; wer mich verstehen soll, wird mich schon hören, und wer mich nicht hören soll, wird mich auch nicht begreifen.«

»Wie heißt du, meine schöne Sängerin?«

»Wer mich getauft hat, weißt es schon.«

»Und wer hat dich getauft?«

»Das weißt ich nicht.«

»Aha, du spielst die Geheimnisvolle! Aber ich weißt doch schon etwas von dir.«

Nicht die geringste Bewegung ihres Gesichts, nicht das leiseste Zucken ihrer Lippen, – als ob von ihr gar nicht die Rede wäre.

»Ich weiß, daß du heut' Nacht am Ufer des Meeres gewesen bist.«

Und nun erzählte ich ihr ausführlich Alles, was ich gesehen; ich hoffte sie damit zu verwirren – weit gefehlt; sie begann aus voller Kehle zu lachen.

»Da haben Sie etwas sehr Wichtiges gesehen und wissen doch sehr wenig; aber was Sie wissen, das halten Sie nur ja hübsch hinter Schloß und Riegel.«

»Aber wenn ich es,« fuhr ich mit sehr ernster, fast strenger Miene fort, »wenn ich es etwa dem Commandanten anzeigte?«

Da begann sie zu hüpfen und zu singen und verschwand wie ein aufgescheuchtes Vögelchen.

Mit diesen letzteren Worten hatte ich eine Unvorsichtigkeit begangen. Damals ahnte ich noch nicht ihre Tragweite; aber später hatte ich gute Gründe, sie zu bereuen.

Sobald es dunkel zu werden begann, befahl ich meinem Kosaken, den Thee zu bereiten, steckte ein Licht an, setzte mich an den Tisch und rauchte meine Reisepfeife. Schon war ich bei meiner zweiten Tasse Thee, als plötzlich die Thür knarrt, – das leichte Rauschen eines Kleides und das Geräusch von Schritten dringt an mein Ohr; ich stehe rasch auf und wende mich um – sie ist es, meine Undine!

Langsam und ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich vor mich. Sie richtete ihre Augen auf mich, und der Blick derselben schien mir, ich weiß nicht warum, wunderbar zärtlich. Er erinnerte mich an andere Blicke, welche früher eine so mächtige Gewalt über mich gehabt hatten. Sie schien eine Frage zu erwarten; aber ich schwieg: eine unerklärliche Erregtheit hatte mir die Zunge gelähmt. Ihr Antlitz war blaß und deutete auf eine große innere Unruhe hin, ihre Hand irrte ziellos über den Tisch, und ich bemerkte, daß sie leicht zitterte; ihre Brust hob sich bald heftig, bald schien sie den Athem zurückzuhalten.

Diese Komödie begann mich zu ärgern, und ich war im Begriff, das Schweigen in der prosaischsten Weise von der Welt zu brechen, das heißt ihr eine Tasse Thee anzubieten, – als sie plötzlich aufsprang, ihre Arme um meinen Hals schlang und einen feurigen Kuß auf meine Lippen drückte. Vor meinen Augen wurde es dunkel, der Kopf schwindelte mir, mit der ganzen Kraft jugendlicher Leidenschaft preßte ich sie in meine

Arme; aber wie eine Schlange schlüpfte sie mir unter den Händen weg und raunte mir ins Ohr:

»Heut' Nacht, wenn Alles schläft, komm' ans Ufer.«

Und schnell wie ein Pfeil war sie aus dem Zimmer verschwunden – auf ihrer Flucht Theemaschine und Licht zu Boden schleudernd.

»Ist das ein Teufelsmädel!« rief mein Kosak, der sich auf dem Stroh ausgestreckt, und, um sich zu erwärmen, auf den Rest des Thees gerechnet hatte.

Dieser Ausruf brachte mich ein wenig wieder zur Besinnung ...

Zwei Stunden später, als draußen Alles ruhig war, weckte ich meinen Kosaken. »Wenn du einen Schuß hörst,« sagte ich zu ihm, »so eile rasch ans Ufer.«

Er rieb sich die Augen und antwortete mechanisch:

»Zu Befehl, Herr Lieutenant.«

Ich steckte meine Pistole in den Gürtel und ging hinaus.

Sie erwartete mich am Rande der Böschung. Ihre Kleidung war mehr als leicht, ein kleines Tuch war wie eine Schärpe um ihre schlanke Taille gebunden.

»Folgen Sie mir!« sagte sie und ergriff meine Hand.

Wir begannen an der Böschung herabzusteigen. Ich begreife nicht, wie es kam, daß ich mir nicht den Hals brach. Am Fuße des Abhanges angekommen, wandten wir uns nach rechts und folgten demselben Pfade, auf welchem ich am vorhergehenden Abend dem Blinden nachgegangen war.

Der Mond war noch nicht aufgegangen, und nur zwei kleine Sterne schimmerten gleich schützenden Leuchtthürmen an dem dunkelblauen Himmelsgewölbe. Schwere Wogen folgten einander in regelmäßigen Zwischenräumen und vermochten kaum einen einsamen am Ufer befestigten Kahn zu erheben.

»Steigen wir in diesen Kahn,« sprach meine Begleiterin.

Ich zauderte; denn offen gestanden, finde ich an sentimentalen Wasserfahrten wenig Geschmack. Aber es war bereits zu spät, noch umzukehren.

Sie sprang in den Kahn, ich folgte ihr, und ehe ich Zeit gehabt, über die Sache weiter nachzudenken, bemerkte ich, daß wir schon auf dem Wasser schwammen.

»Was bedeutet das?« sagte ich zornig.

»Das bedeutet,« antwortete sie, indem sie mich auf einer Bank Platz nehmen ließ und meine Taille mit ihren Armen umschlang, »das bedeutet, daß ich dich liebe ...«

Und ihre brennende Wange preßt sich an die meine, und ich fühle auf meinem Gesicht ihren heißen Athem. Plötzlich fällt etwas geräuschvoll ins Wasser – ich greife nach dem Gürtel – die Pistole ist fort ... Da stieg ein schrecklicher Verdacht in meinem Geiste auf, alles Blut stieg mir nach dem Kopfe! Ich blicke mich um – wir sind schon weit vom Ufer und ich kann nicht schwimmen! Ich will sie von mir stoßen – wie eine Katze klammert sie sich an meine Kleider, und plötzlich hätte sie mit einem heftigen Stoß mich beinah ins Meer gestürzt. Der Kahn begann bereits zu schwanken, aber ich gewann das Gleichgewicht wieder, – und nun begann zwischen uns ein verzweifelter Kampf. Der Zorn verdoppelt meine Kräfte, aber ich fühle bald, daß meine Gegnerin mir an Gewandtheit überlegen ist.

»Was willst du denn!« schrie ich und preßte mit aller Macht ihre kleinen Hände. Ihre Finger krachen unter den meinen, aber sie stieß nicht einen einzigen Schrei aus; ihre Schlangennatur ertrug eine solche Tortur.

»Du hast uns gesehen,« antwortete sie; »du willst uns anzeigen.«

Und mit einer übernatürlichen Anstrengung warf sie mich auf den Rand des Kahnes; wir hängen beide bis zum Gürtel aus dem schwachen Fahrzeug heraus; ihre Haare schwimmen bereits auf dem Wasser; es war ein entscheidender Augenblick. Ich stemme meine Knie gegen den Boden des Kahnes, ergreife sie mit der einen Hand bei den Haaren, mit der andern bei der Kehle. Sie läßt endlich meine Kleider los und ich werfe sie ins Meer ...

Es war ziemlich finster; noch zweimal erschien ihr Kopf über den schäumenden Wellen, dann sah ich nichts mehr ...

Auf dem Boden des Kahnes fand ich ein altes Ruder, mit dessen Hilfe es mir nach langer Anstrengung endlich gelang, die Küste wieder zu gewinnen. Indem ich an dem Ufer entlang meiner Hütte zuschritt, wandte ich unwillkürlich den Blick zurück nach der Stelle, wo am vorhergehenden Abend der blinde Knabe den nächtlichen Schiffer erwartet hatte.

Der Mond stand bereits am Himmel, und es schien mir, als säße da am Ufer eine weiße Gestalt. Von Neugier getrieben, schlich ich durch das Gras an einer Art Vorsprung hinan. Ich erhob ein wenig den Kopf und da

konnte ich von meiner Anhöhe aus ganz gut sehen, was unter mir vorging. Wie groß war mein Erstaunen – mein fast freudiges Erstaunen, als ich meine Russalka erkannte. Sie drückte sich den Meeresschaum aus ihrem langen Haar; ihr ganz nasses Kleid ließ ihre schlanke Taille und ihre hohe Brust deutlich hervortreten. In demselben Augenblick zeigte sich in der Ferne eine Barke, die sich ihr rasch näherte. Aus derselben sprang wie am Abend vorher ein Mann mit einer Tatarenmütze, dessen Haare jedoch nach Kosakenart geschnitten waren und an dessen ledernem Gürtel ein großes Dolchmesser hing.

»Janko,« rief sie dem Schiffer zu, »Alles ist verloren.«

Dann begannen sie mit einander zu reden, aber so leise, daß ich nichts zu unterscheiden vermochte.

»Und wo ist der Blinde?« sagte endlich Janko, die Stimme erhebend.

»Er wird wol kommen ...« war die Antwort.

Nach einigen Augenblicken erschien in der That der blinde Knabe mit einem Packet auf dem Rücken, das er in den Kahn legte.

»Höre, Blinder,« sagte Janko; »bewache diese Stelle ... Du weißt ja ... da sind kostbare Waaren d'rin ... Sage dem – (ich konnte den Namen nicht verstehen) – daß ich nicht mehr in seinem Dienste wäre. Die Dinge haben eine böse Wendung genommen; er wird mich nicht wiedersehen; die Gefahr ist jetzt zu groß; ich muß jetzt anderswo Arbeit suchen; aber einen so verwegenen Burschen wie mich wird er nicht wieder finden. Du kannst ihm sagen, daß, wenn er die gefährliche Arbeit besser bezahlt hätte, Janko ihn nicht im Stich gelassen haben würde. Für mich sind alle Wege gut; wo der Wind heult und das Meer brüllt, da ist mein Revier!«

Nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr Janko fort:

»Sie geht mit mir; hier kann sie nicht länger bleiben; sage der Alten, sie habe ihre Zeit hinter sich und damit müsse sie zufrieden sein. Sie würde uns nicht wiedersehen.«

»Und ich,« fragte der Blinde mit klagender Stimme.

»Was gehst du mich an,« war die Antwort.

Inzwischen war meine Undine in den Kahn gesprungen, und sie winkte jetzt ihrem Begleiter. Dieser drückte dem Blinden etwas in die Hand und murmelte:

»Da, kauf' dir dafür ein Stück Kuchen.«

»Weiter nichts?« sagte der blinde Knabe.

»Nun, da hast du noch etwas« – und ein Stück Geld fiel klirrend auf den felsigen Grund.

Der Blinde hob es nicht auf. Janko setzte sich in den Kahn; vom Ufer wehte der Wind; sie setzten ein kleines Segel auf und das kleine Fahrzeug flog rasch über die Wellen.

Noch lange folgten meine Augen beim Schein des Mondes dem weißen Segel, das sich von den dunklen Wellen abhob. Der Blinde saß noch immer am Gestade, und mir war es plötzlich, als hörte ich schluchzen ... Lange, lange weinte der blinde Knabe ... seine Traurigkeit ging mir zu Herzen.

Warum hatte mich denn das Schicksal in diesen friedlichen Kreis ehrlicher Schmuggler geworfen? Wie ein Stein, den man in eine klare Quelle wirft, die Oberfläche derselben trübt, habe ich ihr ruhiges Leben gestört, – und wie ein Stein wär' auch ich beinah auf den Grund hinunter gesunken.

Ich kehrte nach der Hütte zurück. Das Licht, das ich auf einen hölzernen Teller gestellt, war im Begriff zu erlöschen, und mein Kosak lag, seine Flinte in den Armen, trotz meines Befehls in tiefstem Schlaf. Ich wollte ihn nicht in seiner Ruhe stören, nahm das Licht und trat in die Hütte. Leider waren meine Schatulle, meine mit Silberborte eingefasste Pelzmütze, sowie mein Dagestaner Dolch, das Geschenk eines Freundes, sämtlich verschwunden. Da begriff ich, was in dem Packet gewesen, das der verfluchte Blinde in den Kahn gelegt. Ich weckte meinen Kosaken mit einem ziemlich unsanften Stoß, machte ihm Vorwürfe, ward wüthend – aber was sollt' ich machen! Und hätte ich mich nicht noch lächerlich gemacht, wenn ich mich beim Commandanten beschwert, daß ein blinder Knabe mich bestohlen, und ein achtzehnjähriges Mädchen mich beinah ertränkt hätte!

Glücklicherweise bot sich am folgenden Morgen Gelegenheit zur Abreise, und so verließ ich Taman. Was aus der Alten und dem armen Blinden geworden – ich weiß es nicht. Und was kümmern mich auch die Freuden und Leiden der Mitmenschen – mich, der ich in Offiziersuniform reise, und noch dazu versehen mit einem Paß der Regierung! ...

4. Fürstin Mary.

11. Mai.

Ich bin gestern Abend in Pjätigorsk angekommen. Ich habe mir am Ende der Stadt auf dem höchsten Punkte, am Fuße des Maschuk eine Wohnung gemiethet. Bei Sturmwetter werden die Wolken sogar mein Dach berühren. Als ich heut' Morgen gegen fünf Uhr das Fenster öffnete, füllte sich mein Zimmer mit dem Duft der Blumen, die neben dem Hause in einem bescheidenen Garten blühen. Die Zweige der duftenden Süßweichselbäume schauen zu meinem Fenster herein und heißen mich willkommen, – und von Zeit zu Zeit bestreut der Wind meinen Schreibtisch mit ihren kleinen weißen Blättern. Nach drei Seiten habe ich eine herrliche Aussicht: nach Westen die fünf Kuppen des Beschtu mit seiner bläulichen Farbe – gleichend »der letzten Wolke, wenn der Sturm sich gelegt«. Im Norden erhebt sich der Maschuk wie eine persische Mütze und nimmt mir diesen ganzen Theil des Horizonts weg. Nach Osten ist die Aussicht heiterer: Zu meinen Füßen liegt ein junges hübsches Städtchen, worin die Warmbäderquellen sprudeln, und die Sprachen verschiedener Länder ertönen, – und etwas weiter erheben sich amphitheatralisch bläuliche und neblige Berge; und am Horizont zieht sich eine lange silberne Kette schneebedeckter Bergkämme hin, die mit dem Kasbek beginnt und mit dem doppelköpfigen Elbrus schließt ... Wie herrlich muß es sich leben auf einem solchen Flecken Erde! Ein gewisses Gefühl des Wohlbehagens durchströmt alle meine Adern. Die Luft ist rein und frisch wie der Kuß eines Kindes; die Sonne hell, der Himmel blau – was kann ich noch mehr wünschen? Warum sollte man sich durch Leidenschaften, Wünsche oder Bedauern aufregen lassen? ... Allein, es ist Zeit, daß ich mich nach der Elisabethquelle begeben; dort soll sich früh morgens die ganze Badegesellschaft versammeln.

Als ich den Mittelpunkt der Stadt erreicht hatte, ging ich über den Boulevard, wo ich einigen Gruppen von Badegästen begegnete, die einen ziemlich trübseligen Anblick gewährten und langsamen Schrittes zum Berge hinanstiegen. Es waren zum größten Theil Gutsbesitzerfamilien aus den Steppen. Man erkennt sie als solche sofort an den abgetragenen altmodischen Ueberröcken der Männer und den geschmacklosen Toiletten der Frauen und Töchter. Offenbar kennen

diese braven Leute bereits die ganze »badende« Jugend; denn sie sahen mich mit einer gewissen Neugier an; der Petersburger Schnitt meines Ueberrockes schien einen lebhaften Eindruck auf sie zu machen, aber sobald sie meine Epauletten bemerkten, wandten sie sich voll Verachtung ab.

Die Frauen der hier angesessenen Familien, gewissermaßen die Patroninnen des Bades, zeigten sich gnädiger gegen mich. Sie tragen Lorgnetten und haben eine weniger starke Abneigung gegen die Uniform. Mehr als einmal haben sie hier im Kaukasus Gelegenheit gehabt, unter dem numerirten Militärknopfe ein glühendes Herz und unter der weißen Mütze einen gebildeten Kopf zu finden. Diese Damen sind sehr anmuthig, und sie bleiben es lange Zeit! Alljährlich wechseln sie ihre Anbeter, und darin besteht vielleicht das Geheimniß ihrer dauerhaften Liebenswürdigkeit.

Dem schmalen Pfade folgend, der nach der Elisabethquelle führt, begegnete ich einem Haufen Civil- und Militärbeamten, welche, wie ich später erfuhr, eine besondere Menschenklasse bilden unter den Leuten, die an die Kraft des Wassers glauben. Sie trinken, aber kein Wasser; sie gehen wenig spazieren und beschäftigen sich mit den Frauen nur so nebenbei, sie spielen und beklagen sich über Langeweile. Trotzdem spielen sie doch gern den Stutzer: Wenn sie ihr Glas in die Schwefelquelle tauchen, nehmen sie eine akademische Haltung an. Die, welche dem Civildienste angehören, tragen hellblaue Cravatten; die Militärs lassen gern ihre Halskrause über den Uniformskragen hervorblicken. Die Einen wie die Andern tragen eine tiefe Verachtung gegen die Damen in der Provinz zur Schau und seufzen nach den aristokratischen Salons der Hauptstadt, in welchen sie niemals Zutritt haben.

Da bin ich endlich an der Quelle ... In der Nähe derselben, auf einem freien Platze, steht ein Häuschen mit einem rothen Dach, unter welchem sich die Badewanne befindet, und etwas weiter eine Galerie, wo man bei Regenwetter spazieren geht.

Auf einer Bank saßen einige verwundete Offiziere, die Krücken trugen – blasse trübselige Gestalten. Verschiedene Damen gingen raschen Schrittes auf dem Platze auf und ab und erwarteten die Wirkung des Wassers. Ich bemerkte zwei oder drei recht hübsche Gesichtchen unter ihnen.

In den von Weinranken beschatteten Alleen, die sich am Abhänge des Maschuk hinziehen, zeigte sich von Zeit zu Zeit der bunte Hut einer Dame, die vermuthlich die Einsamkeit zu zweien liebte, denn so oft sie sichtbar wurde, bemerkte ich neben ihr eine Militärmütze oder einen runden Hut. An einem steilen Abhang ist ein Pavillon erbaut, den man mit dem Namen »Aeolische Harfe« geschmückt hat. Dort vereinigten sich die Liebhaber von schönen Aussichten um ein auf den Elbrus gerichtetes Fernrohr. Unter ihnen befanden sich zwei Erzieher mit ihren Zöglingen, die hier im Bade Genesung von den Skropheln suchten.

Ermüdet blieb ich am Ende des Berges stehen, und mit dem Rücken an eine Ecke des Häuschens gelehnt, betrachtete ich die malerische Landschaft, als mir plötzlich eine bekannte Stimme zurief:

»Petschorin! Bist du schon lange hier?«

Ich wende mich um – Gruschnitzki!

Wir umarmten uns. Ich hatte ihn bei einem Regiment der activen Armee kennen gelernt. Er wurde durch einen Schuß am Fuße verwundet und befindet sich seit einer Woche hier im Bade. Gruschnitzki ist Fähndrich. Er ist erst seit einem Jahr im Dienst. Mit einer ganz besonderen Stutzermanier trägt er seinen dicken Soldatenmantel, an welchem man das Militärkreuz der Georgischen Armee bemerkt. Er ist schön gebaut, hat einen braunen Teint und schwarzes Haar. Auf den ersten Blick möchte man ihn auf fünfundzwanzig Jahre schätzen, obgleich er kaum einundzwanzig hat. Beim Sprechen wirft er den Kopf zurück und zupft jeden Augenblick mit der linken Hand am Schnurrbart, während er sich mit der rechten auf seine Krücke stützt. Er spricht schnell und viel. Er gehört zu jenen Leuten, die für jede Gelegenheit wohlklingende Phrasen in Bereitschaft haben, – die nicht begreifen, wie schön die Einfachheit ist, und die sich wichtig machen mit erhabenen Leidenschaften, ungewöhnlichen Gefühlen und außerordentlichen Leiden. Effect machen – das ist der einzige Genuß, den sie kennen; den Damen in der Provinz verdrehen sie die Köpfe durch ihr romantisches Wesen. Bei herannahendem Alter werden sie entweder friedliche Gutsbesitzer oder Trunkenbolde; zuweilen auch Beides. Sie besitzen oft manche gute Eigenschaft, aber nicht eine Spur von Poesie.

Gruschnitzki declamirt gern. Sobald sich die Unterhaltung nur ein wenig aus dem Kreise der gewöhnlichen Ideen entfernt, gleich überschüttet er Einen mit großen schönen Worten. Es ist mir nie möglich

gewesen, mit ihm zu disputieren. Nicht blos, daß er auf die gemachten Einwürfe nicht antwortet, er hört sie nicht einmal an. Sobald man sich einen Augenblick unterbricht, beginnt er eine lange Tirade, die scheinbar in einem gewissen Zusammenhange steht mit dem, was man gesagt, in Wirklichkeit aber nur die Fortsetzung ist seiner eigenen Rede.

Es fehlt ihm nicht an Geist. Seine Epigramme sind bisweilen amüsan, aber niemals treffend und beißend: Er wird niemals seine Gegner mit einem Worte vernichten. Er kennt weder die Menschen noch ihre schwachen Seiten, weil er sich sein ganzes Leben lang nur mit sich selbst beschäftigt hat. Sein Ziel ist – ein Romanheld zu werden. Er hat sich so viel Mühe gegeben, Andere glauben zu machen, daß er ein ganz besonderes, für diese Welt nicht geschaffenes Wesen sei und an irgend einem geheimen Kummer leide, daß er das schließlich fast selbst glaubt. Darum trägt er auch mit solchem Stolz seinen dicken Soldatenmantel. Ich habe ihn durchschaut und deshalb mag er mich nicht leiden, obgleich wir äußerlich in der freundschaftlichsten Weise verkehren. Man betrachtet Gruschnitzki als einen sehr tapfern Soldaten. Ich habe ihn in der Schlacht gesehen: er schwingt seinen Säbel, schreit und stürzt sich mit funkelnden Augen vorwärts. Das ist nicht die echte russische Tapferkeit! ...

Ich mag ihn ebenfalls nicht leiden. Ich fühle, daß wir uns eines Tages auf einem engen Pfade stoßen werden – und daß wird für ihn oder für mich verhängnißvolle Folgen haben.

Seine Abreise nach dem Kaukasus war eine Folge seiner romantischen Ueberspanntheit. Ich bin überzeugt, daß er in dem Augenblick, wo er das väterliche Haus verließ, mit finsterer Miene zu irgend einer hübschen Nachbarin sagte:

»Ich gehe nicht lediglich fort, um die militärische Carrière zu ergreifen, – nein, ich gehe fort, um den Tod zu suchen und um ...«

Und bei diesen Worten wird er, die Augen mit den Händen bedeckend, vermuthlich also fortgefahren haben:

»Nein, Sie werden (oder du wirst) niemals den Grund meiner Verzweiflung erfahren! Ihre reine Seele würde erbeben! Und wozu sollte ich es Ihnen auch sagen? Was bin ich Ihnen? Können Sie mich verstehen? ...« u.S.W.

Er selbst hat mir gesagt, daß die Veranlassung seines Eintritts in die kaukasische Armee ewig ein Geheimniß bleiben würde zwischen ihm und dem Himmel.

Uebrigens muß ich hinzufügen, daß Gruschnitzki dann, wenn er seinen tragischen Mantel ablegt, recht angenehm und amüsan ist. Aber ich bin doch neugierig, ihn in Gegenwart von Frauen zu sehen; ich glaube, dann übertrifft er sich selbst.

Wir begrüßten uns übrigens als alte Freunde. Ich fragte ihn, was für ein Leben man an diesem Badeorte führe, und ob sich bedeutende Persönlichkeiten hier befänden.

»Wir leben hier ziemlich prosaisch,« versetzte er seufzend. »Diejenigen, welche des Morgens Wasser trinken, sind blaß wie alle Kranken; und diejenigen, welche des Abends Wein trinken, sind unerträglich wie alle Gesunden. Es gibt einige Damengesellschaften; nur ist von ihnen kein großes Amusement zu erwarten; sie spielen Whist, kleiden sich schlecht und sprechen ein schauerhaftes Französisch. In diesem Jahr ist eigentlich nur eine hervorragende Dame gekommen – die Fürstin Ligowski – mit ihrer Tochter, – aus Moskau; aber ich bin nicht mit ihnen bekannt. Mein Soldatenmantel ist gewissermaßen ein Proscriptionszeichen. Die Theilnahme, die er erwecken könnte, wäre nur ein beschimpfendes Almosen.«

In diesem Augenblick kamen zwei Damen zur Quelle; die eine bereits bejahrt, die andere jung und schlank. Ihre Gesichter vermochte ich wegen der Hüte nicht zu sehen, aber sie waren nach den strengsten Regeln des besten Geschmacks gekleidet: nichts Ueberflüssiges. Die jüngere trug ein perlgraues Kleid; ein leichtes seidenes Tuch schlang sich um ihren schönen Hals, flohbraune Stiefelchen schmiegt sich so anmuthig um ihre kleinen Füße, daß selbst derjenige, der in die Geheimnisse der Schönheit nicht eingeweiht war, unfehlbar seufzen mußte, wenn auch nur vor Bewunderung. Ihr leichter, aber edler Gang hatte etwas Kindliches, etwas, wofür man keinen Namen hat, und das nur dem Auge verständlich ist. Als sie an uns vorüberging, verbreitete sich jenes unerklärliche Aroma, das bisweilen die Briefe einer schönen Frau ausströmen.

»Da ist die Fürstin Ligowski,« sagte Gruschnitzki – »und die Dame bei ihr ist ihre Tochter Mary; denn so nennt sie sie nach englischer Weise. Sie sind erst drei Tage hier.«

»Und du kennst schon ihren Namen?«

»Ich habe ihn zufällig gehört,« antwortete er erröthend. »Ich gestehe, daß ich kein Verlangen trage, mit ihnen Bekanntschaft zu machen. Diese stolzen Damen betrachten uns Soldaten als Wilde. Was kümmert es sie, daß sich unter der numerirten Mütze Geist und unter dem dicken Soldatenmantel ein braves Herz befindet.«

»Der arme Soldatenmantel,« sagte ich lachend. »Aber wer ist der Mann, der da auf sie Zutritt und ihnen so respectvoll ein Glas Wasser anbietet?«

»Ah, der, das ist Rajewitsch aus Moskau, ein Stutzer und Spieler. Das sieht man gleich an der ungeheueren goldenen Kette, die sich über seine blaue Weste schlängelt. Und dann dieser dicke Stock – als wenn er ihn direct von Robinson Crusoe entlehnt hätte! Und dieser Bart und diese Frisur à la Muschik (russischer Bauer).«

»Du bist boshaft gegen die ganze Menschheit.«

»Habe ich nicht Recht?«

»O, freilich!«

In diesem Augenblick verließen die Damen die Quelle und näherten sich uns. Gruschnitzki nahm sofort mit Hilfe seiner Krücke eine dramatische Haltung an und sagte laut auf Französisch zu mir:

»*Mon cher, je hais les hommes pour ne pas les mépriser, car autrement la vie serait une farce trop dégoûtante!*«

Die schöne Fürstin wandte sich um und warf dem Redner einen langen Blick zu. Der Ausdruck dieses Blickes war sehr schwer zu bestimmen, aber er war wenigstens nicht ironisch, wozu ich meinem Begleiter innerlich gratulirte.

»Diese Fürstin Mary,« sagte ich zu ihm, »ist wirklich sehr schön. Sie hat wahre Sammetaugen, – ja, ja, Sammetaugen: Ich rathe dir, diesen Ausdruck zu gebrauchen, wenn du von ihren Augen sprichst; die Wimpern, die obern sowol wie die untern, sind so lang, daß die Sonnenstrahlen die Pupillen nicht erreichen können. Ich liebe solche Augen ohne Glanz: sie sind so sanft, es thut einem so wohl, sie zu betrachten! Und dann scheint es mir, daß auch alle ihre Züge schön und regelmäßig sind ... Aber ob sie weiße Zähne hat? Das ist ein sehr wichtiger Punkt! Schade, daß deine schöne französische Phrase sie nicht zum Lachen gereizt hat.«

»Du sprichst von einer schönen Frau wie von einem englischen Pferde,« antwortete mir Gruschnitzki in vorwurfsvollem Tone.

»*Mon cher,*« versetzte ich und versuchte seinen Ton nachzuahmen, »*je méprise les femmes pour ne pas les aimer, car autrement la vie serait un mélodrame trop ridicule.*«

Mit diesen Worten wandte ich mich ab und ging meines Weges. Eine halbe Stunde lang promenirte ich in der von Weinranken beschatteten Allee, mitten unter Kalkfelsen und Buschwerk.

Es war heiß geworden, und ich beeilte mich, nach Hause zurückzukehren. Als ich an der Schwefelquelle vorbeikam, blieb ich unter der bedeckten Galerie stehen, um mich in ihrem Schatten ein wenig auszuruhen, und da hatte ich Gelegenheit, Zeuge eines ziemlich merkwürdigen Schauspiels zu sein. Die handelnden Personen waren folgendermaßen vertheilt: Die Fürstin und der Moskauer Stutzer saßen auf einer Bank der Galerie, und sie schienen Beide in ein sehr ernstes Gespräch vertieft. Die Tochter der Fürstin, die vermuthlich soeben ihr letztes Glas getrunken, ging nachdenklich in der Nähe der Quelle auf und ab. Auch Gruschnitzki befand sich bei derselben, im übrigen war der Platz ganz leer.

Ich näherte mich noch einige Schritte und verbarg mich hinter einer Ecke der Galerie. In diesem Augenblick ließ Gruschnitzki sein Glas auf den Sand fallen und strengte sich an, sich zu bücken, um es wieder aufzuheben; aber seine Wunde hinderte ihn daran. Der Aermste! Wie er sich mit Hilfe seines Krückstocks anstrengte – aber ganz umsonst. Sein Gesicht drückte in der That tiefes Leiden aus.

Die Fürstin Mary sah das Alles noch besser als ich.

Leichter als ein Vögelchen eilte sie auf ihn zu, hob das Glas auf und hielt es ihm mit einer unbeschreiblich anmuthigen Bewegung hin; dann erröthete sie, warf einen Blick auf die Galerie, und überzeugt, daß ihre Mutter nichts gesehen, schien sie sich sofort wie der zu fassen. Als Gruschnitzki den Mund aufthat, um ihr zu danken, war sie bereits fort.

Einen Augenblick später kam sie mit ihrer Mutter und dem Stutzer aus der Galerie. Aber als sie an Gruschnitzki vorbeiging, nahm sie einen so würdevollen, stolzen Ausdruck an, – – ja, sie wandte sich nicht einmal um, bemerkte nicht einmal den leidenschaftlichen Blick, mit welchem er ihr den Berg hinunter folgte, bis sie hinter den Linden des Boulevards verschwunden waren ... Aber da gewahrte ich noch einmal ihren Hut, –

sie schritt über die Straße und trat in eines der schönsten Häuser von Pjätigorsk; ihre Mutter folgte ihr, und an der Thür verabschiedete sie sich von Rajewitsch.

Erst jetzt bemerkte der arme verliebte Fähndrich meine Gegenwart.

»Hast du gesehen?« sagte er und drückte mir heftig die Hand. »Sie ist ein Engel!«

»Warum denn?« fragte ich mit der aufrichtigsten Miene von der Welt.

»Hast du's denn nicht gesehen?«

»Was denn? Daß sie dir dein Glas aufgehoben hat? Wenn ein Aufseher dagewesen wäre, hätte er ganz dasselbe gethan, und zwar noch etwas schneller, da er ein Trinkgeld erwartet haben würde. Uebrigens ist es sehr natürlich, daß sie Mitleid mit dir hatte – du machtest eine so schauerhafte Grimasse, als du dich auf dein verwundetes Bein lehntest ...«

»Und es hat dich gar nicht afficirt, als du bemerktest, wie in diesem Augenblick ihr Antlitz der Spiegel ihrer Seele war?«

»Nein!«

Ich log. Aber ich wollte ihn zornig machen. Ich habe eine angeborene Neigung zum Widersprechen. Mein ganzes Leben ist nur eine lange Kette von Widersprüchen zwischen meinem Verstande und meinem Herzen. Der Anblick eines Enthusiasten macht mich eisig kalt, und ich glaube, daß häufiger Verkehr mit einem trübseligen phlegmatischen Individuum mich in einen Zustand der Exaltation versetzen würde. Ich muß gestehen, daß sich in diesem Augenblick noch ein anderes, wenig angenehmes Gefühl, das mir aber wohl bekannt ist, leise in mein Herz geschlichen hatte. Dies Gefühl war der Neid. Ich sage ohne Umschweife Neid, weil ich daran gewöhnt bin, mir selbst immer die Wahrheit zu sagen; und ich frage, gibt es einen jungen Mann, der, wenn er einer schönen jungen Frau begegnet, die seine Aufmerksamkeit fesselt, gleichmüthig mit ansehen könnte, wie diese schöne Frau einen Andern, der ihr eben so unbekannt ist wie er selbst, in seiner Gegenwart auszeichnet? ... (Es versteht sich von selbst, daß ein solcher junger Mann in der großen Welt gelebt und seine Eigenliebe vollständig entwickelt haben muß).

Schweigend schritten Gruschnitzki und ich den Berg hinunter und gingen an dem Hause vorüber, in welchem unsere schöne Prinzessin wohnte. Sie saß am Fenster. Gruschnitzki warf ihr, indem er mir die Hand drückte, einen jener zärtlich traurigen Blicke zu, die in der Regel eine so geringe Wirkung auf die Frauen machen.

Ich richtete meine Lorgnette auf sie und bemerkte, daß sie über den Blick meines Begleiters lächelte, während meine kecke Lorgnette sie ärgerte. Und in der That, wie konnte sich ein Offizier der kaukasischen Armee erlauben, sein Augenglas auf eine Moskauer Fürstin zu richten? ...

* * *

13. Mai.

Heut' Morgen hat mich der Doctor besucht. Er heißt Werner, ist aber Russe. Nun, daran ist nichts Auffallendes. Ich habe einen gewissen Iwanoff gekannt, der ein Deutscher war.

Werner ist in mehr als einer Hinsicht ein merkwürdiger Mensch. Er ist Skeptiker und Materialist, wie fast alle Mediciner; aber er ist zugleich Poet, wirklicher Poet, – immer in seinen Handlungen und oft in seinen Reden, obgleich er niemals in seinem Leben zwei Verse geschrieben hat. Er hat alle Falten des menschlichen Herzens untersucht, wie man die Adern eines Kadavers untersucht, aber niemals hat er es verstanden, seine Kenntnisse zu verwerthen. So vermag manchmal der ausgezeichnetste Anatomiker nicht, einen Fieberkranken zu behandeln. In der Regel macht Werner sich im Geheimen über seine Kranken lustig; aber ich habe gesehen, wie er an dem Bette eines sterbenden Soldaten weinte ... Er ist arm und träumt von Millionen und doch würde er des Geldes wegen keinen einzigen Schritt thun. Er sagte mir eines Tages, daß er lieber einem Feinde als einem Freunde einen Dienst erweise; denn, setzte er hinzu, einem Freunde einen Dienst erweisen, heißt seine Güte verkaufen, während nur der Haß des Menschen die Kraft habe, sich zur Höhe eines großmüthigen Gegners zu erheben.

Er hat eine boshafte Zunge. Mehr als einmal haben seine satirischen Ausfälle aus einem gutmüthigen Menschen einen lächerlichen Dummkopf gemacht. Die andern Aerzte des Bades, die eifersüchtig auf ihn sind, haben das Gerücht verbreitet, Werner machte Caricaturen von seinen Kranken, – und seine Kranken wurden wüthend auf ihn und

haben ihn fast alle verabschiedet. Seine Freunde, das heißt alle wirklich anständigen Beamten im Kaukasus haben sich vergeblich bemüht, ihm wieder Credit bei den Kranken zu verschaffen.

Werner gehört zu denjenigen Menschen, deren Aeußeres auf den ersten Blick nicht gefällt, die aber einen ganz andern Eindruck hervorbringen, sobald man in ihren unregelmäßigen Zügen das Gepräge eines starken edlen Herzens erkannt hat. Es ist nichts Seltenes, daß Frauen sich in solche Männer bis zum Wahnsinn verlieben, und daß sie die Häßlichkeit derselben nicht mit der Schönheit eines Endymion vertauschen möchten. Man muß den Frauen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie einen Instinkt für die Schönheit der Seele haben, – und das ist auch vielleicht der Grund, weshalb Männer wie Werner die Frauen so leidenschaftlich lieben.

Werner ist klein, mager und schwach wie ein Kind. Wie bei Byron ist der eine seiner Füße kürzer als der andere. Im Vergleich zu dem übrigen Körper ist der Kopf sehr groß. Er trägt das Haar kurzgeschnitten und die Unebenheiten seines Schädels, in dieser Weise bloßgelegt, würden einem Phrenologen durch die Mischung der verschiedenartigsten Neigungen in Erstaunen setzen. Seine kleinen schwarzen, immer unruhigen Augen scheinen unsere innersten Gedanken ergründen zu wollen.

Sein Anzug verräth Geschmack und Sorgfalt. Seine kleinen magern Hände sind mit hellgelben Handschuhen bedeckt. Er trägt beständig einen schwarzen Ueberrock, schwarze Cravatte und schwarze Weste. Die Jugend hat ihn Mephistopheles getauft. Zum Schein protestirt er energisch gegen diesen Namen, aber in Wirklichkeit schmeichelt er seiner Eitelkeit.

Wir haben einander sehr bald verstanden und sind Freunde geworden, – eben darum, weil ich nicht zur Freundschaft geschaffen bin. Von zwei Freunden ist der eine immer der Sklave des andern, wenngleich oft weder der eine noch der andere das eingesteht. Aber ich kann keines Menschen Sklave sein, und was die andere Rolle betrifft, so ist das Herrschen zu ermüdend, denn man muß nicht blos commandiren, sondern auch zugleich täuschen, und zudem habe ich Lakaien und Geld. Ich habe Werner's Bekanntschaft bei S. gemacht. Es gab dort eine zahlreiche und ziemlich geräuschvolle Gesellschaft junger Leute. Das Gespräch kam schließlich auf philosophisch-metaphysische

Gegenstände. Man sprach von Ueberzeugungen, und ein Jeder gab die seine zum Besten.

»Was mich betrifft,« sprach der Doctor, »so bin ich nur einer einzigen Ueberzeugung.«

»Und die ist?« fragte ich; denn ich war begierig, die Meinung eines Mannes kennen zu lernen, der bis dahin den Mund nicht aufgethan hatte.

»Daß ich früher oder später eines schönen Morgens sterben werde.«

»Nun, da bin ich reicher als Sie,« versetzte ich, »denn ich weiß außerdem, daß ich an einem sehr schlechten Abend das Unglück hatte, geboren zu werden.«

Alle Anwesenden erklärten, daß wir dummes Zeug schwätzten, aber es war in der That Niemand da, der etwas Vernünftigeres gesagt hätte, als wir.

Seit diesem Tage trennten wir uns von dem großen Haufen. Wir gingen oft zusammen spazieren und besprachen mit feierlichem Ernst die abgezogensten Gegenstände, bis wir endlich bemerkten, daß wir uns gegenseitig täuschten. Da blickten wir uns vielsagend in die Augen und brachen, wie nach Cicero's Versicherung die römischen Auguren, in Lachen aus – und als wir uns ausgelacht, gingen wir sehr zufrieden auseinander.

Ich lag auf einem Sofa, die Augen nach der Decke gerichtet und die Arme unter dem Kopfe gekreuzt, als Werner in mein Zimmer trat. Er stellte seinen Stock in die Ecke, setzte sich in einen Lehnstuhl, gähnte und theilte mir dann mit, daß es draußen sehr warm sei.

Ich erwiderte, daß ich sehr von den Mücken belästigt würde – und wir beobachteten beide Schweigen.

»Haben Sie schon die Beobachtung gemacht, lieber Doctor,« bemerkte ich endlich, »daß es ohne die Dummköpfe sehr langweilig hier auf Erden wäre? ... Da sitzen oder liegen wir zwei klugen Leute einander gegenüber. Wir wissen zum Voraus, daß man über Alles bis ins Unendliche disputiren kann, und darum disputiren wir gar nicht. Jeder von uns kennt fast alle geheimen Gedanken des Andern. Ein einziges Wort genügt, um uns eine ganze Geschichte mitzutheilen; wir erkennen den Keim jedes unserer Gefühle durch seine dreifache Hülle hindurch. Was Anderen traurig erscheint, finden wir lächerlich, und was lächerlich

ist, erscheint uns betrübend, – und doch sind wir gegen Alles, was nicht unsere eigene Person angeht, ziemlich gleichgiltig. Unter solchen Umständen ist auch ein gegenseitiger Austausch von Gedanken und Gefühlen bei uns nicht möglich. Wir wissen Einer von dem Andern Alles, was wir wissen können; und mehr wollen wir nicht wissen. Es bleibt uns nur ein Mittel, die Unterhaltung zu beleben, nämlich uns Neuigkeiten zu erzählen. Erzählen Sie mir irgend eine Neuigkeit.«

Ermüdet durch diese lange Rede schloß ich die Augen und gähnte.

Nach einigem Nachdenken antwortete der Doctor:

»In all dem Galimathias ist doch noch ein Gedanke.«

»Zwei!« versetzte ich.

»Gut. Sagen Sie mir den einen; ich werde Ihnen den andern sagen.«

»Sehr schön. Beginnen Sie,« erwiderte ich, indem ich wieder zur Decke blickte und innerlich lächelte.

»Sie wünschen einige nähere Angaben über die Personen, die sich hier im Bade befinden, und ich er rathe schon, mit welchen Sie sich beschäftigen, denn sie haben sich schon nach Ihnen erkundigt.«

»Doctor, wir haben wirklich nicht nöthig, uns etwas zu erzählen; wir lesen gegenseitig in unserer Seele.«

»Und jetzt der andere Gedanke.«

»Der zweite Gedanke ist dieser: Ich wollte Sie zum Erzählen veranlassen, erstens, weil das Zuhören weniger ermüdend für mich ist als das Reden; zweitens, weil ich Ihnen dann nicht zu widersprechen brauche; drittens, weil ich auf diese Weise vielleicht irgend ein fremdes Geheimniß erfahre, und viertens, weil kluge Leute wie Sie lieber reden als zuhören. Und nun zur Sache: Was hat Ihnen die alte Fürstin Ligowski von mir erzählt?«

»Sind Sie denn so überzeugt, daß die Mutter und nicht die Tochter von Ihnen gesprochen hat?«

»Vollkommen!«

»Warum?«

»Weil die Tochter sich bei Ihnen nach Gruschnitzki erkundigt hat.«

»Sie besitzen in hohem Grade die Gabe der Combination ... Nun ja, die junge Fürstin sagte zu mir, sie sei überzeugt, dieser junge Mann im Soldatenmantel sei wegen eines Duells degradirt worden ...«

»Ich hoffe, Sie haben sie in dieser angenehmen Illusion gelassen ...«

»Selbstredend ...«

»Der Knoten ist geschürzt,« rief ich entzückt aus; »für die Lösung werden wir schon sorgen. Es ist klar, das Schicksal hat Mitleid mit mir; es gibt mir ein Mittel gegen die Langeweile.«

»Ich sehe voraus,« fuhr der Doctor fort, »daß der arme Gruschnitzki Ihr Opfer werden wird ...«

»Weiter, Doctor!«

»Die Fürstin Mutter sagte mir, Ihr Gesicht sei ihr nicht unbekannt. Ich bemerkte ihr, sie würde Ihnen wahrscheinlich in Petersburg in irgend einem Salon begegnet sein und ich nannte Ihren Namen. Er war ihr bekannt. Wie es scheint, haben Ihre Abenteuer viel Lärm gemacht ... Sie hat mir verschiedene erzählt, indem sie, vermuthlich nach dem Recept der bösen Zungen, ihre Bemerkungen hinzufügte ... Ihre Tochter hörte neugierig zu. Ihre Phantasie hat einen neumodischen Romanhelden aus Ihnen gemacht ... Ich habe der Fürstin nicht widersprochen, obgleich ich wußte, daß sie manches dumme Zeug zum Besten gab.«

»Würdiger Freund!« rief ich aus und streckte dem Doctor meine Hand entgegen.

Er drückte sie mit Gefühl und fuhr fort:

»Wenn Sie wollen, stell' ich Sie vor ...«

»Aber ich bitte Sie!« rief ich. »Stellt man denn einen Helden vor! Der Held darf nur in dem Augen blick erscheinen, wo er seine Geliebte vom sichern Tode errettet ...«

»Und wollen Sie in der That der jungen Fürstin den Hof machen?«

»Durchaus nicht! ... Doctor, endlich triumphire ich. Sie haben meine Gedanken nicht errathen! ... Und doch,« fuhr ich nach einem Augenblick des Schweigens fort, »mischt sich ein Gefühl der Traurigkeit in mein Siegesbewußtsein. Sehen Sie, ich offenbare nie selbst meine Geheimnisse, aber es ist mir sehr lieb, wenn Andere sie errathen, denn in diesem Fall kann ich sie immer verläugnen, wenn ich das für gut finde. Aber erzählen Sie mir weiter von Mama und Tochter. Was sind sie für Frauen?«

»Was zunächst die Mutter betrifft,« antwortete Werner, »sie ist eine Frau von fünfundvierzig Jahren – ausgezeichneter Magen –, verdorbenes Blut –, rothe Flecken im Gesicht. Die letzte Hälfte ihres Lebens hat sie in Moskau verlebt und ist dort in ihrer Zurückgezogenheit beleibt geworden. Sie hört gern anstößige Anekdoten erzählen und gibt selbst bisweilen solche zum Besten, wenn die Tochter nicht im Zimmer

ist. Sie hat mir erklärt, ihre Tochter sei unschuldig wie eine Taube. Was geht das mich an? ... Ich hätte ihr gern geantwortet, sie möchte sich nur beruhigen, ich würde dies Geheimniß keinem Menschen verrathen.«

»Die Fürstin Mutter läßt sich vom Rheumatismus curiren; an welcher Krankheit die Tochter leidet, weiß ich nicht. Ich habe Beiden täglich zwei Glas schwefelhaltiges Wasser und wöchentlich zwei Bäder in dem Bassin der Quelle verordnet. Die alte Fürstin ist, wie es scheint, ans Befehlen nicht gewöhnt; sie bewundert den Geist und das Wissen ihrer Tochter, die Byron im Original liest und Algebra versteht. Offenbar legen sich in Moskau die jungen Damen auf ernste Studien, und daran thun sie wohl! Im Allgemeinen sind unsere jungen Männer so unliebenswürdig, daß es bei geistvollen Frauen viel Selbstverläugnung erheischt, mit ihnen zu kokettiren. Die Fürstin sieht gern junge Leute; ihre Tochter dagegen betrachtet sie mit einer gewissen Verachtung – eine Moskauer Gewohnheit! In Folge ihrer Erziehung reden und benehmen sich die Moskauer jungen Damen wie vierzigjährige Männer.«

»Haben Sie denn in Moskau gelebt, Doctor?«

»Ja, ich hatte dort eine ziemlich gute Praxis.«

»Fahren Sie fort.«

»Ich glaube, ich habe Alles gesagt ... nein, noch Eins: Die junge Fürstin scheint es zu lieben, über Gefühle, Leidenschaften und dergleichen zu reden. Sie hat einen Winter in Petersburg verlebt; aber die Residenz hat ihr nicht gefallen, und noch weniger die dortige Gesellschaft. Wahrscheinlich hat man sie kalt empfangen.«

»Haben Sie heut' Niemand bei ihr gesehen?«

»Ja, einen Adjutanten, einen Garde-Offizier – einen sehr aufgeblasenen Menschen – und eine erst kürzlich angekommene Dame, die durch ihren Mann mit der Fürstin verwandt ist, eine sehr schöne Frau, aber wie es scheint, auch sehr krank ... Haben Sie sie heut' Morgen bei der Quelle nicht bemerkt? – mittlere Größe, Blondine, regelmäßige Züge, schwindsüchtige Gesichtsfarbe und auf der rechten Wange ein kleiner schwarzer Fleck. Der Ausdruck dieses Gesichts ist mir aufgefallen.«

»Ein kleiner Fleck,« murmelte ich durch die Zähne. »Ist's möglich!«

Der Doctor sah mich an, legte mir die Hand aufs Herz und sagte triumphirend:

»Sie ist Ihnen bekannt.«

Mein Herz schlug in der That heftiger als gewöhnlich.

»Dies Mal,« versetzte ich, »ist an Ihnen die Reihe zu triumphieren. Aber ich muß mich Ihnen anvertrauen; Sie dürfen mich nicht täuschen. Ich habe sie noch nicht gesehen. Allein nach der Schilderung, die Sie mir von ihr entworfen, erkenne ich in ihr eine Frau, die ich einstens liebte ... Sagen Sie ihr kein Wort von mir; und wenn sie Sie fragen sollte, reden Sie so ungünstig wie möglich von mir.«

»Ihr Wille geschehe,« sprach Werner achselzuckend.

Als er fortgegangen war, schnürte mir eine schreckliche Traurigkeit das Herz zusammen. Ist es der Zufall, der uns von neuem im Kaukasus vereint hat? Oder ist sie hierhergekommen mit der Gewißheit, mich hier zu treffen? Und wie werden wir uns wieder begegnen? ... Und dann? ...

Meine Ahnungen haben mich nie getäuscht. Ueber keinen Menschen in der Welt hat die Vergangenheit eine solche Gewalt, wie über mich. Jede Erinnerung an eine Freude oder ein Leid fällt unerbittlich in meine Seele, ohne daß die Eindrücke sich abschwächen ...

Ich bin ganz abscheulich organisirt: Ich vergesse nichts – gar nichts!

Nach dem Essen, gegen sechs Uhr, begab ich mich nach dem Boulevard, wo sich die Mehrzahl der Badegäste vereinigt fand. Die Prinzessin und ihre Tochter saßen auf einer Bank, umgeben von einer Schaar junger Leute, die in Liebenswürdigkeiten mit einander wetteiferten. Ich setzte mich in einiger Entfernung auf eine andere Bank neben zwei Offiziere meiner Bekanntschaft und begann diesen etwas zu erzählen; sie mußten das wol sehr amüsan finden; denn sie lachten aus vollem Halse. Die Neugier zog einige von den Curmachern der jungen Fürstin zu mir herüber; dies Beispiel wirkte ansteckend; bald sahen sich die Damen vollständig verlassen. Ich blieb am Reden. Meine Anekdoten waren witzig bis zur Albernheit; meine Bemerkungen über vorübergehende originelle Badegäste waren voll boshaftester Ironie ... In dieser Weise fuhr ich fort, mein Publikum zu erheitern bis zum Sonnenuntergang.

Mehr als einmal war die junge Fürstin am Arm ihrer Mutter, die von einem hinkenden kleinen Greise geführt wurde, an uns vorübergekommen; mehr als einmal hatte sie mir einen Blick zugeworfen, der hellen Aerger ausdrückte, obgleich sie sich bemühte, ihm einen Ausdruck von Gleichgiltigkeit zu geben.

»Was hat er Ihnen denn erzählt?« fragte sie einen der jungen Leute, die aus Höflichkeit zu ihr zurückgekehrt waren. »Ohne Zweifel eine sehr

interessante Geschichte – einige seiner Heldenthaten auf dem Schlachtfelde ...«

Sie sagte das sehr laut, wahrscheinlich in der Absicht, mich zu verletzen.

Aha, dachte ich. Ja, ja, meine schöne Fürstin, Sie haben Ursache, böse auf mich zu sein. Geduld, es kommt noch besser!

Gruschnitzki folgte ihr wie ein Raubthier; er verlor sie keinen Augenblick aus den Augen. Ich möchte wetten, daß er schon morgen Jemand ersucht, ihn der Fürstin vorzustellen. Sie wird darüber hoch erfreut sein, denn sie langweilt sich.

* * *

16. Mai.

Seit zwei Tagen haben meine Angelegenheiten ganz ungewöhnliche Fortschritte gemacht. Ganz entschieden, die junge Fürstin haßt mich. Sie hat mir bereits zwei oder drei sehr beißende aber zugleich sehr schmeichelhafte Epigramme an den Kopf geworfen. Sie findet es im höchsten Grade auffallend, daß ich, der ich an die vornehmste Gesellschaft gewöhnt bin, und auf einem sehr freundschaftlichen Fuße stehe mit ihren Petersburger Cousinen und Tanten, nicht den Versuch mache, mich ihrer Mutter vorstellen zu lassen.

Wir begegnen uns täglich an der Quelle und auf dem Boulevard. Ich scheue keine Mühe, ihr nach und nach alle Anbeter zu entführen: die glänzenden Adjutanten, die blassen Moskauer und die Andern – und es glückt mir fast immer. Früher konnte ich mich nicht dazu entschließen, Gäste bei mir zu sehen; jetzt ist mein Haus alle Tage voll. Man dinirt, soupirt und spielt, – und leider übt mein Champagner eine mächtigere Wirkung aus als die magnetische Kraft ihrer schönen Augen.

Gestern traf ich sie in einem vornehmen Verkaufsmagazin. Sie wollte einen prachtvollen persischen Teppich kaufen. Sie bat die Mama, nicht auf den Preis zu sehen: der Teppich würde sich in ihrem Cabinet so schön ausnehmen! ... Ich bot vierzig Rubel mehr, und der Teppich war mein.

Ich ward mit einem Blicke belohnt, in welchem die hellste Wuth glühte. Um die Zeit des Diners ließ ich mein Tscherkessenpferd, bedeckt mit diesem selben Teppich, unter ihren Fenstern vorüberführen. Werner

befand sich in diesem Augenblick gerade bei ihnen, und er hat mir gesagt, der Effect sei höchst dramatisch gewesen. Fürstin Mary will eine Verschwörung gegen mich anzetteln. Schon habe ich bemerkt, daß die beiden Adjutanten mich sehr frostig grüßen, wenn sie sich in ihrer Gesellschaft befinden, was sie jedoch nicht hindert, alle Tage bei mir zu speisen.

Gruschnitzki trägt eine geheimnißvolle Miene zur Schau. Er geht mit auf dem Rücken gekreuzten Armen umher und erkennt keinen Menschen. Sein Fuß ist urplötzlich geheilt; kaum daß er noch ein wenig hinkt. Er hat Gelegenheit gefunden, mit der alten Fürstin zu reden, und ihrer Tochter irgend ein Compliment zu sagen. Sie muß nicht sehr wählerisch sein, denn seit dem Tage beantwortet sie seinen Gruß mit dem anmuthigsten Lächeln.

»Aber, wirklich,« sagte er gestern zu mir, »willst du denn nicht die Bekanntschaft der Fürstin Ligowski machen?«

»Durchaus nicht.«

»Aber, ich bitte dich! Das angenehmste Haus in der ganzen Stadt! Man sieht dort die feinste Gesellschaft ...«

»Mein Lieber, die feinste Gesellschaft langweilt mich überall. Und verkehrst du denn in diesem Hause?«

»Noch nicht. Ich habe zwei-, dreimal mit der jungen Fürstin gesprochen; das ist Alles. Du weißt, es geht nicht an, sich so schnell in ein Haus einführen zu lassen, obgleich das hier üblich ist ... Wenn ich Epauletten trüge, das wäre etwas Anderes ...«

»Ach, geh' doch! So wie du bist, nimmst du dich viel interessanter aus! Du weißt einfach deine günstige Stellung nicht auszunützen ... Dein Soldatenmantel macht dich in den Augen jeder gefühlvollen Dame zu einem Helden und Märtyrer.«

Gruschnitzki lächelte selbstgefällig.

»Welche Albernheit!« sagte er.

»Ich bin überzeugt,« fuhr ich fort, »daß die Fürstin Mary bereits in dich verliebt ist.«

Er erröthete bis an die Ohren und blähte sich stolz auf.

O, Eigenliebe! Du bist der Hebel, mit welchem Archimedes die Erde aus ihren Angeln heben wollte.

»Du machst dich über Alles lustig,« versetzte er und that, als ob er böse sei. »Erstens kennt sie mich noch so wenig ...«

»Die Frauen lieben gerade diejenigen, die sie nicht kennen.«

»Aber ich habe gar nicht die Prätension, ihr zu gefallen; ich wünsche lediglich, in einem angenehmen Hause zu verkehren. Es wäre sehr lächerlich von mir, wollte ich gewisse Hoffnungen nähren ... Mit Euch z.B. ist es etwas Anderes; Euch umschwebt der Petersburger Nimbus; Ihr braucht Euch nur zu zeigen, und das Eis um die Frauenherzen schmilzt ... Aber weißt du auch, Petschorin, daß die junge Fürstin mir von dir gesprochen hat?«

»Wie, sie hat bereits mit dir von mir gesprochen?«

»Ja, aber freilich nicht sehr viel. Ich gerieth bei der Quelle mit ihr in ein Gespräch, ganz zufällig. Kaum hatte sie drei Worte gesprochen, da sagte sie: Wer ist der Herr, der einen so unangenehmen, finstern Blick hat? Er war bei Ihnen, als ...«

Sie erröthete und wollte nicht an den Tag erinnern, wo sie mir so zartfühlend das Glas aufhob.

»Sie brauchen jenen Tag nicht anzudeuten,« antwortete ich ihr; »er wird mir ewig in der Erinnerung bleiben ...« Mein Freund Petschorin, ich kann dich nicht beglückwünschen, du stehst bei ihr schwarz angeschrieben ... Und das ist wirklich schade, denn Mary ist ein so reizendes Wesen!

Es muß hier bemerkt werden, daß Gruschnitzki zu den Leuten gehört, die, wenn sie von einer Dame reden, mit der sie kaum bekannt sind, gleich meine Mary, meine Sophie sagen, wenn sie das Glück gehabt, ihnen zu gefallen.

Ich nahm eine ernste Miene an und antwortete:

»Ja, sie ist nicht übel ... aber nimm dich in Acht, Gruschnitzki! Die russischen Aristokratinnen begnügen sich in der Regel mit der platonischen Liebe, wenn sie's nicht auf eine Heirath abgesehen haben; und die platonische Liebe ist die aufregendste. Die junge Fürstin scheint zu den Frauen zu gehören, die amüsirt sein wollen; wenn es ihr passirt, daß sie sich nur einmal bei dir langweilt, bist du unrettbar verloren. Dein Schweigen muß ihre Neugier erregen und deine Unterhaltung sie niemals vollständig befriedigen; deine Aufgabe wird sein, sie jeden Augenblick aufzuregen; zehnmal wird sie deinetwegen der öffentlichen Meinung zu trotzen scheinen. Sie wird sich dessen später als eines Opfers rühmen und sich vollkommen berechtigt halten, dich dafür zu quälen und dir dann eines schönen Tages ganz einfach zu erklären, sie

möge dich nicht ausstehen. Wenn du nach dem ersten Kusse nicht einen wirklichen Einfluß auf sie gewinnst, so wirst du keinen zweiten erhalten. Nachdem sie genug mit dir kokettirt hat, wird sie in ein, zwei Jahren irgend einen abscheulichen, häßlichen Mann heirathen, und zwar aus Gehorsam gegen die Mama; zugleich wird sie sich einreden, daß sie unglücklich sei, daß sie nur einen Mann – und zwar dich – geliebt, daß aber der Himmel es ihr nicht hätte erlauben wollen, den Einzigen zu heirathen, weil er einen Soldatenmantel trug, obgleich unter diesem dicken grauen Mantel ein glühendes, edles Herz schlug ...«

Gruschnitzki schlug mit der Faust auf den Tisch und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Ich lachte innerlich und lächelte sogar mehrmals, aber zum Glück merkte er nichts. Es lag auf der Hand, daß er verliebt war; denn er war noch dünkelfhafter geworden. Er trug sogar einen silbernen Ring von ganz gewöhnlicher Arbeit am Finger; er kam mir verdächtig vor; ich betrachtete ihn genauer, und was sah ich? ... Der Name Mary, sowie das Datum des Tages, an welchem sie ihm das berühmte Glas aufgehoben, waren hineingravirt. Ich behielt diese Entdeckung für mich. Ich will ihn nicht zu Bekenntnissen nöthigen, ich will, daß er mich selbst zu seinem Vertrauten wählt – und dann, wie werden wir uns dann ergötzen! – – – –

Heut' bin ich spät aufgestanden; ich war an der Quelle – noch Niemand anwesend. Es war sehr schwül. Weiße flockige Wolken kamen von den schneebedeckten Bergen herangeeilt und verkündeten Sturm. Der Gipfel des Maschuk rauchte wie eine erlöschende Fackel. Graue Nebel rollten um denselben herum und wanden sich wie Schlangen, die auf ihrem Wege aufgehalten werden, – es war, als hätten sie sich an dem Gebüsch festgehakt.

Die Luft war mit Elektrizität geladen. Ich hatte mich in die Weinreben-Allee, die nach der Grotte führt, zurückgezogen. Ich war in trüber Stimmung. Ich dachte an die junge Frau mit dem Fleck auf der Wange, von der mir der Doctor gesprochen ... Warum ist sie hier? Aber ist sie's wirklich? Und wie bin ich auf den Gedanken gekommen, daß sie es sei? Und warum bin ich überzeugt, daß sie es in der That ist? Gibt es nicht viele Frauen, die einen Fleck auf der Wange haben?

In dieser Weise nachgrübelnd, trat ich in die Grotte. Das Erste, was mein Auge in dem etwas feuchten Schatten derselben gewahrt, ist eine Frau, die auf einer steinernen Bank sitzt. Sie hat einen Strohhut auf, ist in ein schwarzes Tuch gehüllt, der Kopf hat sich auf die Brust herabgeneigt, und so entzieht mir der Hut ihre Gesichtszüge.

Ich wollte mich wieder entfernen, um sie nicht in ihrem Sinnen zu stören – da plötzlich bemerkte sie mich.

»Wera!« rief ich unwillkürlich.

Sie erbebte und wurde ganz blaß.

»Ich wußte, daß Sie hier waren,« sagte sie.

Ich setzte mich neben sie und ergriff ihre Hand.

Ein Beben, wie ich es ehemals kannte, durchzuckte meine Adern bei dem Klange dieser geliebten Stimme. Sie schaute mit ihren tiefen ruhigen Augen in meine Augen; es lag darin ein Ausdruck des Mißtrauens und des Tadels.

»Wir haben uns lange nicht gesehen,« sagte ich.

»Sehr lange nicht! Und wir haben uns beide sehr verändert.«

»Mit andern Worten, du liebst mich nicht mehr?«

»Ich bin verheirathet!« sagte sie.

»Zum zweiten Mal? Allein vor einigen Jahren existirte dieser selbe Grund ... und doch ...«

Sie befreite ihre Hand aus der meinigen und ihre Wangen färbten sich mit einem lebhaften Roth.

»Vielleicht liebst du deinen zweiten Mann?«

Sie antwortete nicht und wandte sich ab.

»Oder ist er sehr eifersüchtig?«

Noch immer keine Antwort.

»Er ist wol jung, schön, wahrscheinlich sehr reich? Und du fürchtest ...«

Ich sah sie an und erschrak: Ihr Antlitz drückte tiefe Verzweiflung aus; in ihren Augen schimmerten Thränen.

»Es macht dir also Vergnügen,« flüsterte sie endlich, »mich zu quälen? Ich sollte dich hassen. Seit wir uns kennen, hast du mir nichts als Kummer bereitet ...«

Ihre Stimme bebte; sie hatte sich mir zugeneigt und ihr Köpfchen an meine Brust sinken lassen.

Vielleicht ist das der Grund, dachte ich, weshalb du mich liebtest; die Freuden werden schnell vergessen, die Leiden niemals ...

Ich schloß sie fest in meine Arme, und lange blieben wir so verschlungen. Endlich näherten sich unsere Lippen und einten sich in einem langen feurigen Kuß. Ihre Hände waren kalt wie Eis, aber ihr Kopf brannte.

Dann entspann sich zwischen uns eines jener Gespräche, die man weder niederschreiben, noch erzählen, noch vergessen kann: – der Ton der Stimme ersetzt, ändert und vervollständigt hier die Bedeutung der Worte, wie in einer italienischen Oper.

Sie will entschieden nicht, daß ich mit ihrem Manne Bekanntschaft mache. Es ist jener kleine hinkende Greis, den ich flüchtig auf dem Boulevard sah. Sie hat ihn ihres Sohnes wegen geheirathet; denn er ist reich und leidet an Rheumatismus. Ich habe mir nicht den geringsten Scherz über ihn erlaubt. Sie wird ihn achten wie einen Vater und ihn um die eheliche Treue betrügen. Ein seltsames Ding, dieses Menschenherz ... vor allem aber das Frauenherz! Wera's Gatte, Semen Wassiljewitsch G. ist ein entfernter Verwandter der Fürstin Ligowski. Er wohnt unmittelbar neben ihr. Wera befindet sich häufig bei der Fürstin. Ich habe ihr mein Wort gegeben, mich mit der Fürstin Ligowski bekannt und ihrer Tochter eifrig den Hof zu machen, um die Aufmerksamkeit von ihr abzulenken. Auf diese Weise werden meine Pläne nicht gestört und ich finde meine Freude dabei ...

Ja, meine Freude! ... Ich habe jene Periode des Seelenlebens bereits zurückgelegt, wo man nur das Glück sucht, wo das Herz das unabweisbare Bedürfniß empfindet, irgend einen Gegenstand heftig, leidenschaftlich zu lieben. Jetzt will ich nur geliebt werden und zwar von wenigen. Ich glaube sogar, daß eine einzige beständige Liebe mir genügen würde ... Erbärmliche Gewohnheit des Herzens! ... Eines ist mir immer merkwürdig vorgekommen: Ich bin nie der Sklave einer geliebten Frau gewesen; im Gegentheil, ich habe immer über ihren Willen und ihr Herz eine absolute Gewalt ausgeübt, und zwar ohne jede Anstrengung ... Woher kam das? Lag der Grund vielleicht darin, daß ich mich nie sehr stark fesselte, und daß die Frauen jeden Augenblick fürchteten, ich könnte ihnen entschlüpfen? Oder ist es die magnetische Macht eines starken Organismus? Oder sollte es daher kommen, weil ich nur Frauen von nachgibigem Charakter begegnet bin?

Ich muß gestehen, daß ich die Frauen von Charakter nicht liebe. So etwas kommt ihrer Natur nicht zu ...

Indeß erinnere ich mich, daß ich ein einziges Mal eine Frau mit festem Willen geliebt habe, – eine Frau, die mich hartnäckig zurückstieß ... Wir schieden als Feinde ... Und doch, wenn ich sie fünf Jahre später kennen gelernt, vielleicht hätten wir uns dann anders getrennt.

Wera ist krank, sehr krank, obgleich sie es nicht gestehen will. Ich fürchte, sie hat die Schwindsucht oder jene Krankheit, die man »schleichendes Fieber« nennt – eine Krankheit, die in Rußland gar nicht existirt und für welche man daher in unserer Sprache keinen Namen hat.

Der Sturm brach aus, während wir uns in der Grotte befanden. Er hat uns länger als eine halbe Stunde über unsere Zeit darin zurückgehalten. Wera hat mich nicht genöthigt, ihr Treue zu schwören; sie hat auch nicht gefragt, ob ich seit unserer Trennung andere geliebt Sie hat sich mir anvertraut, wie ehemals, mit derselben Harmlosigkeit, und ich werde sie nicht täuschen. Sie ist das einzige Weib in der Welt, das ich nicht würde betrügen können. Ich weiß, daß wir uns bald wieder trennen werden und vielleicht für immer; jeder von uns wird einen andern Weg nach dem Grabe einschlagen; aber ihr Andenken wird niemals aus meiner Seele verwischt werden. Ich sage ihr das unaufhörlich, und sie glaubt mir, obgleich sie das Gegentheil behauptet ... Endlich trennten wir uns. Lange folgten ihr meine Blicke, bis ihr Hut hinter den Gesträuchen und Felsen verschwunden war. Als ich sie nicht mehr sehen konnte, preßte sich mein Herz schmerzlich zusammen, wie damals, als wir uns zum ersten Mal trennten. O, wie glücklich bin ich, daß ich noch dieses Gefühls fähig bin! Sollte die Jugend mit ihren heilsamen Stürmen vielleicht zu mir zurückkehren, oder ist es nur ein Scheideblick – das letzte Geschenk, das sie mir gleichsam als Andenken vermacht? ... Es ist seltsam! Wenn man mich sieht, sollte man mich noch für jung halten. Mein Gesicht, obgleich blaß, hat noch nichts von seiner Frische verloren; meine Glieder sind kräftig und geschmeidig; mein Haar ist noch dicht, die Augen funkeln, rasch rollt das Blut in den Adern ...

Als ich nach Hause zurückgekehrt war, ließ ich mein Pferd satteln und machte einen Ritt in die Steppe. Ich liebe es, auf einem feurigen Roß durch hohes Gras zu galoppiren, um wider den Wind anzukämpfen. Mit Wollust athme ich die duftige Luft der freien Ebene, während mein Blick in die blaue Ferne schweift und die unsicheren Formen der Gegenstände

zu erfassen sucht, die mit jedem Augenblick klarer und deutlicher werden. Welches Leid dann mein Herz auch bedrücken, welche Unruhe meinen Geist dann auch verwirren mag, – Alles ist mit einem Mal verschwunden – Alles hat sich plötzlich geklärt; die Seele fühlt sich leichter, die Ermüdung des Körpers triumphirt über die Unruhe des Geistes. Es gibt keinen Frauenblick, den ich nicht vergessen könnte beim Anblick der Berge, der von südlicher Sonne erhellten Wälder, – beim Anblick dieses blauen Himmels, dieser schäumenden Waldströme, die sich von Fels zu Fels herabstürzen ... Ich glaube, die Kosaken, welche gähnend oben auf ihren Schildwachen stehen, haben, als sie mich so ziellos durch die Ebene sprengen sahen, sich lange über mich die Köpfe zerbrochen, wenn sie mich nicht wegen meines Costüms für einen Tscherkessen gehalten haben. Man hat mir in der That versichert, daß ich in diesem Tscherkessenanzuge mehr einem Kabardier gleiche, als mancher wirkliche Kabardier. Und ich muß wirklich gestehen, im Punkte dieses edlen Kriegerkleides bin ich vollständiger Dandy; nicht eine einzige überflüssige Borte, kostbare und doch einfache Waffen; nichts Uebertriebenes an meiner Pelzmütze. Die Stickereien von größter Genauigkeit; ein weißer Besmet und ein dunkelbrauner Mantel.

Ich habe viel Zeit darauf verwendet, nach Art der Bergbewohner reiten zu lernen, und nichts schmeichelt meiner Eigenliebe mehr, als wenn man meine Gewandtheit in dieser Beziehung anerkennt. Ich habe vier Pferde; eines für mich, die andern für meine Freunde, denn ich würde es unerträglich finden, allein durch die Felder galoppiren zu müssen. Sie benutzen meine Pferde mit Vergnügen, hüten sich aber wohl, mir Gesellschaft zu leisten.

Es war bereits sechs Uhr, als ich mich erinnerte, daß es Zeit zum Essen sei. Auch war mein Pferd müde. Ich schlug einen Weg ein, der von Pjätijorsk nach einer deutschen Colonie führt, wohin sich die Badegäste oft begeben, um ein Picknick zu veranstalten. Dieser Weg schlängelt sich zwischen Buschwerk und kleinen Schluchten hin, durch welche im Schatten hohen Grases geräuschvolle Bäche fließen. Ringsum erheben sich amphitheatralisch die blauen Kämme des Beschtu, des Smennoy, des Schelesnoy und des Lissoy ... Indem ich durch einen dieser Abgründe, die man in der Landessprache Balki nennt, hinunterritt, hielt ich an, um mein Pferd trinken zu lassen. In demselben Augenblick bemerkte ich auf der Straße eine lärmende und glänzende Cavalcade; die Damen in blauen

oder schwarzen Amazonen, die Herren in Costümen, die halb tscherkessisch halb groß-russisch waren. An der Spitze befanden sich Gruschnitzki und die Fürstin Mary.

Die Damen, welche die Bäder besuchen, glauben noch, daß sie am hellen Tage von den Tscherkessen angefallen werden könnten. Wahrscheinlich hatte sich Gruschnitzki aus diesem Grunde einen Säbel über seinen Mantel gehängt und ein paar Pistolen in seinen Gürtel gesteckt. Er sah ziemlich lächerlich aus in dieser heldenhaften Ausrüstung. Ein hoher Busch entzog mich den Blicken der Gesellschaft; aber durch die Zweige desselben konnte ich sie ganz deutlich sehen, und aus dem Ausdruck ihrer Gesichter schloß ich, daß die Unterhaltung eine sentimentale Wendung genommen hatte.

Endlich näherten sie sich dem Abhänge. Gruschnitzki ergriff das Pferd der Fürstin am Zügel, und da konnte ich das Ende ihres Gesprächs verstehen.

»Sie wollen also Ihr ganzes Leben im Kaukasus verbringen?« fragte die Fürstin.

»Warum sollte ich nach Rußland zurückkehren,« antwortete ihr Cavalier, – »nach einem Lande, wo Tausende, weil sie reicher sind als ich, mich mit Verachtung ansehen werden, während hier – hier hat dieses unscheinbare Gewand mich nicht verhindert, Sie kennen zu lernen.«

»Im Gegentheil ...« sagte erröthend die Fürstin.

Gruschnitzki's Gesicht drückte Zufriedenheit aus. Er fuhr fort:

»Hier verrinnt mein Leben geräuschvoll und unbeachtet und wird bald unter den Kugeln der Tscherkessen enden, und wenn Gott mir auch nur alle Jahre einen jener süßen Frauenblicke gewährte, wie derjenige ...«

In diesem Augenblicke waren die Beiden vor mir; ich schlug mein Pferd mit der Peitsche und es stürzte aus dem Gebüsch heraus ...

»*Mon Dieu, un Circassien!*« rief erschreckt die junge Fürstin.

Um sie vollständig zu beruhigen, antwortete ich ihr in derselben Sprache, indem ich mich leicht verbeugte:

»*Ne craignez rien, madame, je ne suis pas plus dangereux que votre cavalier.*«

Sie schien verwirrt. Warum? Wegen des Irrthums, den sie begangen, oder fand sie meine Antwort zu keck? Ich wünschte, daß diese letztere Vermuthung die richtige sei.

Gruschnitzki warf mir einen unzufriedenen Blick zu.

Spät am Abend, das heißt gegen elf Uhr, ging ich in der Lindenallee des Boulevards spazieren. Die ganze Stadt schlief; nur in einigen Fenstern schimmerten Lichter.

Von drei Seiten umgaben mich die schwarzen Ausläufer des Maschuk, auf dessen höchster Spitze eine unheildräuende Wolke lag. Im Osten stieg der Mond auf. In der Ferne schimmerten die Schneeberge wie silberner Besatz. Von Zeit zu Zeit mischten sich die Rufe der Wachen mit dem Gemurmel der Warmbäderquellen, die man des Nachts fließen läßt. Ab und zu ertönte auch auf der Straße der Hufschlag eines Pferdes oder das Rasseln eines Wagens, den ein Tatar mit seinem melancholischen Gesang begleitete.

Ich setzte mich auf eine Bank und versank in Träumerei ... Ich fühlte das Bedürfnis, meinen Gedanken in einem herzlichen Gespräch Luft zu machen ... Aber mit wem? ... Was macht jetzt Wera, dachte ich ... Was würde ich nicht darum geben, wenn ich in diesem Augenblick ihre Hand drücken könnte.

Plötzlich höre ich rasche, ungleichmäßige Schritte ... Wahrscheinlich Gruschnitzki ... Und in der That, er ist es!

»Woher?«

»Ich komme von der Fürstin Ligowski,« antwortete er mit sehr wichtiger Miene. »Ha, wie Mary singt!«

»Höre mal,« sagte ich zu ihm, »ich wette, sie weiß nicht einmal, daß du Fährdich bist; sie glaubt, du seist degradirt ...«

»Mag sein. Was liegt mir daran!« sagte er zerstreut.

»Nun, ich meinte nur so ...«

»Aber weißt du auch, daß du sie heut' sehr erzürnt hast? Sie fand deine Handlungsweise sehr keck. Ich habe mir alle Mühe gegeben, sie zu überzeugen, daß Jemand, der so wohl erzogen sei und so gut die Gebräuche der vornehmen Welt kenne, nicht die Absicht gehabt haben könne, sie zu beleidigen. Sie antwortete mir, du habest einen unverschämten Blick und müssest daher eine sehr hohe Meinung von dir selbst haben.«

»Darin hat sie sich nicht geirrt ... und du, willst du nicht Partei für sie ergreifen?«

»Leider habe ich noch nicht dieses Recht.«

»O, o!« dachte ich; er hat offenbar schon Hoffnungen.

»Uebrigens,« fuhr Gruschnitzki fort, »hast du dir durch dein Benehmen sehr geschadet; denn jetzt wird es dir sehr schwer werden, Zutritt bei ihnen zu erhalten; und das ist schade denn ich kenne kein angenehmeres Haus als das ihrige.«

Ich mußte innerlich lächeln.

»In diesem Augenblick,« versetzte ich, »gibt es für mich kein angenehmeres Haus als mein eigenes.«

Und damit stand ich gähmend auf, um zu gehen.

»Aber gestehe doch wenigstens, daß es dir leid thut.«

»Nicht im Mindesten! Wenn ich will, so werde ich mich schon morgen Abend im Salon der Fürstin befinden.«

»Das wollen wir sehen ...«

»Noch mehr, wenn dir das Vergnügen macht: Ich werde Fräulein Mary den Hof machen ...«

»Vorausgesetzt, daß sie mit dir sprechen wollte ...«

»Ich werde nur den Augenblick abwarten, wo dein Gespräch sie langweilt ... Gute Nacht!«

»Ich habe das Bedürfniß, noch ein wenig spazieren zu gehen; schlafen ist mir jetzt unmöglich ... Höre, gehen wir lieber in den Restaurant, man spielt dort ... ich muß mich heut' Abend aufregen ...«

»Ich wünsche, daß du verlierst.«

Und ich ging nach Hause.

* * *

21. Mai.

Fast eine Woche ist verflossen, und ich habe noch nicht mit der Fürstin Ligowski Bekanntschaft gemacht. Ich erwarte eine günstige Gelegenheit. Gruschnitzki folgt ihr, wie ihr Schatten auf Schritt und Tritt und führt unendliche Gespräche mit ihr. Wann wird sie das langweilen? ... Ihre Mutter achtet gar nicht mehr darauf; denn er ist keine »Partie.« Das ist die Logik der Mütter! Ich habe bereits zwei oder drei zärtliche Blicke bemerkt – es ist Zeit, der Sache ein Ende zu machen.

Gestern zeigte sich Wera zum ersten Mal an der Quelle ... Seit unserem Zusammentreffen in der Grotte war sie nicht aus dem Hause

gegangen. Wir haben gemeinsam unsere Gläser in der Quelle gefüllt, und sie hat mir leise zugemurmelt:

»Willst du dich denn nicht im Hause der Ligowski einführen lassen?
... Nur dort können wir uns sehen.«

Vorwürfe ... Wenig angenehm! Aber ich habe sie verdient.

Da bietet sich eine günstige Gelegenheit: Morgen findet bei dem Restaurateur ein Subscriptionsball statt. Ich werde mit der jungen Fürstin die Mazurka tanzen.

* * *

29. Mai.

Der Saal in der Restauration ist in einen aristokratischen Salon verwandelt worden. Gegen neun Uhr waren alle versammelt. Die Fürstin und ihre Tochter erschienen mit den Letzten. Viele der Damen betrachteten sie mit einem Gefühl der Bosheit und der Eifersucht, denn Fräulein Mary kleidet sich sehr geschmackvoll. Diejenigen, welche sich zu der hiesigen aristokratischen Gesellschaft rechnen, erstickten ihren Neid und scharten sich um sie. Ist's nicht überall so? Wo sich eine Gesellschaft von Frauen befindet, bildet sich ein großer oder kleiner Kreis. Neben dem Fenster, inmitten einer größeren Schaar Menschen stand Gruschnitzki, das Gesicht an eine Scheibe gedrückt, und seine Göttin nicht aus den Augen lassend; als sie an ihm vorüberging, nickte sie ihm kaum merklich mit dem Kopfe. Sofort strahlte das Gesicht des Schmachttenden wie die Sonne ...

Der Ball begann mit einer Polonaise; dann wurde ein Walzer gespielt. Die Sporen klirrten, die Rockschöße erhoben sich und flogen im Wirbel umher.

Ich stand hinter einer dicken Dame, die von Rosa-Federn beschattet war. Der Umfang ihres Kleides erinnerte mich an die Zeit, wo die Kleider durch Fischbeinröcke aufgebauscht wurden, und die Buntscheckigkeit ihrer Haut gemahnte an die glückliche Periode der Schönplästerchen. Auf ihrem Halse befanden sich Warzen, deren größte sich unter einem Fermoir versteckte. Sie sagte zu ihrem Cavalier, einem Dragonerhauptmann:

»Diese kleine Fürstin Ligowski ist unerträglich! Denken Sie sich, sie stieß mich, ohne sich auch nur zu entschuldigen! Im Gegentheil, sie

wandte sich um und musterte mich sogar mit ihrer Lorgnette ... *C'est incroyable!* ... Und worauf ist sie denn so stolz? Sie verdiente, daß man ihr eine Lection gäbe.«

»Das wird nicht schwer sein,« antwortete der dienstfertige Hauptmann und begab sich in ein anderes Zimmer.

Ich näherte mich sofort der Fürstin und mir die freien hiesigen Gewohnheiten zu nutze machend, die es gestatten, mit unbekanntem Damen zu tanzen, bat ich sie um einen Walzer.

Sie konnte sich kaum enthalten, zu lächeln und verheimlichte nur mit Mühe ihre triumphirenden Blicke. Doch gelang es ihr, recht bald eine vollkommene gleichgiltige und sogar strenge Miene anzunehmen. Nachlässig legte sie die Hand auf meine Schulter, neigte das Köpfchen ein wenig zur Seite – und der Tanz begann. Niemals hatte mein Arm eine anmuthigere, schmiegsamere Taille berührt! Ihr frischer Athem streifte mein Gesicht, und von Zeit zu Zeit glitt eine Locke, die sich im Wirbel des Walzers von ihren Gefährtinnen losgelöst, über meine brennende Wange ... Wir machten drei Touren mit einander, (sie walzte ganz wundervoll). Am Ende der dritten Tour war sie ermüdet, ihre Augen trübten sich, und die halbgeöffneten Lippen vermochten kaum die üblichen Worte zu flüstern: *Merci, monsieur!*

Nach einigen Augenblicken des Schweigens sagte ich mit sehr demüthiger Miene zu ihr:

»Ich habe gehört, Fürstin, daß ich, obgleich ich Ihnen völlig unbekannt bin, doch bereits das Unglück gehabt habe, mir Ihre Ungnade zu verdienen ... daß Sie mich keck gefunden ... Ist das wahr?«

»Und Sie möchten mich jetzt in dieser Meinung bestärken?« antwortete sie mit einem ironischen Schmollen, das übrigens sehr schön zu der Lebhaftigkeit ihrer Physiognomie paßte.

»Wenn ich die Keckheit gehabt, Sie irgend wie zu verletzen, so erlauben Sie mir noch eine größere: Sie um Verzeihung zu bitten ... Und in der That, ich möchte Sie gern überzeugen, daß Sie sich über mich in einem Irrthum befinden.«

»Das wird ziemlich schwer sein.«

»Warum?«

»Weil Sie nicht zu uns kommen und diese Bälle sich wahrscheinlich nicht oft wiederholen werden.«

Das bedeutet, dachte ich, daß Ihre Thür mir für immer verschlossen ist.

»Wissen Sie auch, Fürstin,« sagte ich mit einem Anflug von Aerger, »daß man einen Reuigen nie zurückstoßen sollte: Aus Verzweiflung könnte er eine noch größere Schuld auf sich laden ... Und dann ...«

Das Flüstern und Lachen derer, die uns umgaben, veranlaßten mich, mich umzuwenden und erlaubten mir nicht, meine Phrase zu vollenden. Einige Schritte von mir stand eine Gruppe von Männern, und unter ihnen befand sich der Dragonerhauptmann, der gegen die reizende Fürstin feindselige Absichten zu haben schien: er zeigte sich über irgend etwas hocheifrig, rieb sich die Hände, lachte und tauschte mit seinen Kameraden verständnißvolle Zeichen aus. Plötzlich trat aus ihrer Mitte ein Herr mit Frack, langem Schnurrbart und rothem Gesicht hervor, und ging mit schwankenden Schritten gerade auf die Fürstin zu, – er war betrunken. Er stellte sich, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ihr gerade gegenüber auf, richtete seine trüben grauen Augen auf sie und sagte mit heiserer Stimme:

»Permettez ... Aber wozu Umstände! ... Kurz, ich engagire Sie zu der Mazurka ...«

»Was wünschen Sie?« flüsterte Mary mit bebender Stimme und warf einen flehenden Blick um sich.

Leider waren ihre Mutter oder einer von den Herren ihrer Bekanntschaft nicht in der Nähe. Ein Adjutant schien mir freilich Alles gesehen zu haben, aber er versteckte sich in der Menge, um nicht in die Geschichte verwickelt zu werden.

»Nun?« sagte der betrunkene Herr, indem er dem Dragonerhauptmann, der ihn durch Zeichen ermuthigte, winkte. »Schlagen Sie mir den Tanz vielleicht ab? ... Ich habe also noch einmal die Ehre, Sie zu der Mazurka zu engagiren ... Sie glauben vielleicht, ich sei betrunken? Durchaus nicht! ... Im Gegentheil, ich kann Sie versichern ...«

Ich bemerkte, daß Mary nahe daran war, vor Schreck und Abscheu ohnmächtig zu werden.

Ich trat auf den betrunkenen Herrn zu, faßte ihn ziemlich derb am Arm, sah ihm fest in die Augen und ersuchte ihn, sich zu entfernen, – weil, fügte ich hinzu, die Fürstin die Mazurka schon längst mir zugesagt habe.

»Nun, dann ist nichts zu machen,« versetzte er lachend ... »also das nächste Mal.«

Und damit zog er sich zu seinen Verbündeten zurück, die ihn sofort in ein anderes Zimmer führten.

Ich ward mit einem tiefen entzückenden Blicke belohnt.

Mary eilte zu ihrer Mutter und erzählte ihr den ganzen Auftritt. Diese suchte mich auf und dankte mir. Zugleich theilte sie mir mit, daß sie meine Mutter kenne und mit einem halben Dutzend meiner Tanten befreundet sei.

»Ich weiß nicht, wie es kommt,« setzte sie hinzu, »daß wir noch nicht mit einander bekannt sind; aber gestehen Sie, daß dies lediglich Ihre Schuld ist. Sie fliehen alle Welt; das ist unbegreiflich. Ich hoffe, daß die Luft meines Salons Sie von Ihrem Spleen heilen wird.«

Ich antwortete mit einer jener Phrasen, die man für solche Gelegenheiten immer in Bereitschaft haben muß.

Die Quadrillen zogen sich schrecklich lange hin.

Endlich gab das Orchester das Zeichen zu der Mazurka; ich nahm meinen Platz neben der Fürstin ein. Ich spielte nicht mit einem Worte auf den betrunkenen Herrn an, ebensowenig auf mein früheres Betragen oder auf Gruschnitzki. Der Eindruck, den der unangenehme Auftritt auf sie gemacht, hatte sich nach und nach verwischt; ihr Antlitz wurde wieder heiter; sie scherzte in der anmuthigsten Weise. Ihre Einfälle waren geistreich, ohne daß sie es darauf abgesehen hatte, lebhaft und ungezwungen, und einigen ihrer Bemerkungen fehlte es nicht an Tiefe ...

Ich gab ihr in ziemlich confusen Phrasen zu verstehen, daß sie mir schon seit lange gefalle. Sie neigte das Köpfchen und erröthete ein wenig.

»Sie sind ein seltsamer Mensch!« sagte sie mit einem gezwungenen Lächeln, indem sie mich mit ihren Sammetaugen ansah.

»Ich wollte mich Ihnen nicht nähern,« fuhr ich fort, »weil Sie von einem allzudichten Kreise von Anbetern umgeben sind, und ich in demselben vollständig zu verschwinden fürchtete.«

»Ihre Furcht war unbegründet; sie sind alle langweilig.«

»Alle! Alle ohne Ausnahme?«

Sie sah mich fest an, als suche sie sich an etwas zu erinnern; dann erröthete sie wieder ein wenig und sprach endlich in festem Tone:

»Alle!«

»Sogar mein Freund Gruschnitzki?«

»Ist er Ihr Freund?« sagte sie mit etwas zweifelnder Miene.

»Ja.«

»Nun, er gehört nicht zu den Langweiligen.«

»Aber zu den Unglücklichen,« versetzte ich lachend.

»Gewiß, und darüber können Sie lachen? Ich möchte wünschen, Sie wären an seiner Stelle ...«

»Ich? Aber ich bin gerad' so gut wie er Fähdrieh gewesen, und in der That, es war die glücklichste Zeit meines Lebens!«

»Wie, er ist Fähdrieh?« sagte sie rasch, und dann setzte sie hinzu, »ich glaubte ...«

»Was glaubten Sie?«

»Nichts ... Wer ist diese Dame?«

Hier nahm unser Gespräch eine andere Wendung, und es war mir nicht möglich, es wieder auf den früheren Gegenstand zu bringen.

Die Mazurka war aus und wir trennten uns – auf Wiedersehen. Die Damen fuhren nach Hause. Ich entfernte mich, um zu soupiren, und da traf ich Werner.

»Aha,« sagte er, »so also geht's mit Ihren Entschlüssen! Sie wollten ja die Fürstin nicht anders kennen lernen, als indem Sie sie aus irgend einer Todesgefahr retteten.«

»Ich habe mehr gethan,« erwiderte ich ihm; »ich habe sie davor bewahrt, mitten auf dem Balle in Ohnmacht zu fallen.«

»Wieso? Erzählen Sie.«

»Nein, Sie müssen rathen, – Sie, der Sie Alles errathen!«

* * *

30. Mai.

Gegen sieben Uhr ging ich auf dem Boulevard spazieren. Gruschnitzki, der mich von fern erblickte, kam mir entgegen. In seinen Augen glänzte eine gewisse komische Begeisterung. Er drückte mir fest die Hand und sagte in feierlichem Ton:

»Ich danke dir, Petschorin. Verstehst du mich?«

»Nein. In jedem Fall habe ich keinen Anspruch auf Dankbarkeit,« erwiderte ich, »da ich wirklich keine einzige Wohlthat auf dem Gewissen habe.«

»Wie! Und gestern Abend? Hast du sie etwa vergessen? Mary hat mir Alles erzählt.«

»Was denn? Ist vielleicht schon zwischen euch Alles gemeinschaftlich? Sogar die Dankbarkeit?«

»Höre,« fuhr Gruschnitzki mit sehr wichtiger Miene fort, »ich bitte dich, spotte nicht über meine Liebe, wenn du willst, daß wir Freunde bleiben ... Siehst du, ich liebe sie bis zum Wahnsinn ... Und ich glaube, ich hoffe, sie erwidert meine Liebe ... Und nun habe ich eine Bitte an dich. Du gehst heut' Abend zu ihnen: Versprich mir, sie genau zu beobachten. Ich weiß, du hast Erfahrung in solchen Dingen, du kennst die Frauen besser als ich ... Die Frauen, die Frauen! Wer kann sie begreifen? Ihr Lächeln steht oft im Widerspruch mit den Blicken; ihre Worte ziehen uns an und ermuthigen uns, aber der Ton ihrer Stimme stößt uns zurück ... Bald errathen sie unsere geheimsten Gedanken, bald verstehen sie die deutlichsten Anspielungen nicht ... Höre, was mir z.B. mit Mary passirte. Gestern funkelten ihre Augen vor Leidenschaft, wenn sie mich ansah, heut' sind sie kalt und trübe ...«

»Das ist vielleicht die Wirkung des Bades,« antwortete ich.

»Du siehst Alles von der schlimmen Seite an ... Du bist Materialist!« setzte er verächtlich hinzu; »aber reden wir von einer andern Materie.«

Und die Freude, die er über seinen ziemlich matten Wortwitz empfand, gab ihm seine Heiterkeit wieder.

Gegen neun Uhr begaben wir uns mit einander zu der Fürstin.

Als ich an Wera's Wohnung vorüberkam, erblickte ich sie am Fenster. Wir tauschten einen flüchtigen Blick aus. Kaum waren wir in dem Ligowski'schen Salon, als auch sie erschien. Die Fürstin stellte mich ihr als ihrer Verwandten vor. Es wurde Thee getrunken. Es waren ziemlich viel Gäste anwesend, und Alle beteiligten sich an der Unterhaltung. Ich war bemüht, der Fürstin Mutter zu gefallen, und einige Male gelang es mir, sie mit meinen Scherzen herzlich lachen zu machen. Auch ihre Tochter hätte offenbar manchmal gern gelacht, aber sie hielt an sich, um nicht aus der angenommenen Rolle zu fallen. Vermuthlich glaubt sie, ein gewisses Schmachten stehe ihr gut zu Gesicht, und

vielleicht irrt sie sich darin nicht. Gruschnitzki schien hocheifrig, daß meine Fröhlichkeit sie nicht ansteckte.

Nach dem Thee begaben wir uns Alle in den Salon.

»Bist du mit meiner Folgsamkeit zufrieden, Wera?« flüsterte ich im Vorbeigehen.

Sie sah mich mit einem Blicke voll Liebe und Dankbarkeit an. Ich bin an diese Blicke gewöhnt; aber es gab eine Zeit, wo sie meine ganze Seligkeit ausmachten. Die Fürstin ließ ihre Tochter sich an das Piano setzen. Alle baten sie, zu singen; ich sagte nichts, benutzte diese Gelegenheit und zog mich mit Wera in eine Fensternische zurück, da sie, wie sie sagte, mir etwas mitzutheilen habe, das für uns beide sehr wichtig sei ...

Was wird das sein? ... Kindereien ...

Inzwischen belehrte mich ein durchdringender funkelnder Blick, daß Fräulein Mary sich durch meine Gleichgiltigkeit verletzt fühlte ... O, ich verstehe sie ausgezeichnet, diese stumme, aber ausdrucksvolle, kurze und kräftige Sprache der Augen!

Sie sang. Ihre Stimme ist nicht übel, aber sie singt schlecht ... Uebrigens hörte ich nicht zu, wogegen Gruschnitzki, der ihr gegenüberstand, sie mit seinen Blicken verschlang und jeden Augenblick halblaut sagte: »Reizend, entzückend!«

»Höre,« sprach Wera zu mir, »ich will nicht, daß du mit meinem Manne bekannt wirst; aber der Fürstin mußt du unbedingt zu gefallen suchen. Das wird dir leicht sein; denn du kannst Alles, was du willst; und nur hier können wir uns sprechen ...«

»Nur hier?«

Sie erröthete und fuhr fort:

»Du weißt, ich bin deine Sklavin. Ich habe dir niemals etwas abschlagen können ... und ich werde für diese Schwäche bestraft werden: du wirst mich vergessen! Aber ich will wenigstens meinen Ruf bewahren ... nicht meinetwegen – du weißt das besser als irgend Jemand! ...«

»O, ich bitte dich, quäle mich nicht wie früher durch eingebildete Zweifel und berechnete Kälte; vielleicht lebe ich nicht mehr lange; ich fühle, meine Kräfte nehmen mit jedem Tage ab ... und doch vermag ich nicht an das zukünftige Leben zu denken, – ich denke nur an dich ... Ihr Männer begreift nicht, welch ein Genuß für uns in einem Blick, in einem

Händedruck liegt ... Was mich betrifft, ich schwöre dir's, wenn ich nur deine Stimme höre, empfinde ich eine so tiefe, eigenthümliche Seligkeit, daß selbst deine feurigsten Küsse mich nicht dafür entschädigen könnten.«

Mittlerweile hatte Mary aufgehört zu singen. Ein Beifallsgemurmel umgab sie. Ich näherte mich ihr nach allen Andern und sagte ihr etwas nachlässig irgend ein Compliment wegen ihrer Stimme.

Sie verzog ein wenig das Mäulchen und verbeugte sich mit ironischer Miene.

»Das ist um so schmeichelhafter für mich,« sagte sie, »als Sie mich gar nicht gehört haben. Vielleicht lieben Sie die Musik nicht.«

»Im Gegentheil ... besonders nach dem Diner.«

»Gruschnitzki hat Recht, wenn er sagt, Sie seien der prosaischste Mensch von der Welt. Ich sehe, Sie betrachten die Musik nur vom gastronomischen Gesichtspunkte.«

»Da sind Sie wieder im Irrthum. Ich bin gar nicht Gastronom. Mein Magen erlaubt mir das nicht. Aber die Musik schläfert ein nach dem Diner, und nach dem Diner schlafen ist gesund; folglich liebe ich die Musik vom medicinischen Standpunkt. Am Abend dagegen erregt sie zu sehr meine Nerven: sie macht mich entweder zu betrübt oder zu heiter. Das Eine wie das Andere ist unangenehm, wenn kein genügender Grund vorliegt, fröhlich oder melancholisch zu sein. Zudem ist Traurigkeit in der Gesellschaft lächerlich und zu große Fröhlichkeit nicht immer wohlanständig ...«

Sie hörte mich nicht bis zu Ende an, entfernte sich und setzte sich neben Gruschnitzki, mit dem sie irgend ein sentimentales Gespräch anknüpfte. Sie schien mir jedoch zerstreut zu sein, obgleich sie that, als hörte sie die anspruchsvollen Redensarten meines Freundes mit großer Aufmerksamkeit an; denn dieser betrachtete sie während seiner Rede mit Erstaunen und suchte die Ursache der innern Aufregung, die sich zuweilen in ihrem unruhigen Blicke kundgab, zu errathen.

Aber ich habe dich errathen, meine lebenswürdige Prinzessin. Nimm dich in Acht! Du willst mich mit gleicher Münze bezahlen und meine Eigenliebe stacheln, – es wird dir nicht gelingen! Und erklärst du mir den Krieg, so werde ich kein Erbarmen kennen.

Im Laufe des Abends versuchte ich mich wiederholt in ihr Gespräch zu mischen; allein sie nahm meine Bemerkungen ziemlich trocken auf

und ich zog mich endlich mit erzwungenem Aerger zurück. Fräulein Mary triumphirte; Gruschnitzki ebenfalls.

Triumphirt nur, meine Lieben! Wartet, ihr werdet nicht lange triumphiren! ... Ja, ich habe eine Ahnung, daß ... Wenn ich die Bekanntschaft einer Frau gemacht, kann ich immer sicher errathen, ob sie mich liebt oder nicht ...

Den Rest des Abends verbrachte ich in Wera's Nähe, und wir unterhielten uns lange über die Vergangenheit ... Warum liebt sie mich eigentlich? In der That, ich weiß es nicht. Ich begreife es um so weniger, als sie die einzige Frau ist, die mich vollständig kennt, mit all meinen kleinen Schwächen und schlechten Leidenschaften ... Sollte das Böse denn so verführerisch sein? ...

Gruschnitzki und ich gingen zusammen fort. Auf der Straße erfaßte er meinen Arm und sagte nach langem Schweigen:

»Nun?«

Es schwebte mir auf der Zunge, ihm zu antworten:

»Du bist ein Dummkopf!« aber ich behielt diesen Ausruf für mich und beschränkte mich darauf, die Achseln in die Höhe zu ziehen.

* * *

6. Juni.

Während all dieser Tage bin ich nicht ein einziges Mal von meinem Verhaltensplan abgewichen. Mary fängt an, Gefallen an meiner Unterhaltung zu finden. Ich habe ihr einige der romantischsten Abenteuer meines Lebens erzählt, und sie beginnt mich als einen außerordentlichen Menschen zu betrachten. Ich mache mich über Alles lustig, besonders über Gefühle. Das fängt an, sie zu erschrecken. In meiner Gegenwart wagt sie es nicht mehr, sich mit Gruschnitzki in sentimentale Regionen emporzuschwingen, und einige Mal ist es ihm sogar passirt, daß sie seine Ergüsse mit ironischem Lächeln beantwortete. Aber sobald ich die beiden zusammen sehe, nehme ich eine bescheidene Miene an und entferne mich. Das erste Mal war sie darüber erfreut oder gab sich wenigstens den Anschein; das zweite Mal war sie erzürnt auf mich; das dritte Mal auf – Gruschnitzki.

»Sie haben sehr wenig Eigenliebe,« sagte sie gestern zu mir. »Warum glauben Sie, daß mir Gruschnitzki's Gesellschaft angenehmer sei als die Ihre?«

Ich antwortete ihr, daß ich mein eigenes Glück dem eines Freundes opferte.

»Und das meine!« setzte sie hinzu.

Ich blickte sie fest an und machte ein ernstes Gesicht. Dann sprach ich den ganzen Tag kein Wort mehr mit ihr ... Am Abend war sie nachdenklich; und heut' Morgen an der Quelle war sie's noch mehr. Als ich mich ihr näherte, hörte sie zerstreut Gruschnitzki zu, der ihr eine Rede zu halten schien über die Schönheiten der Natur. Aber kaum hatte sie mich bemerkt, so brach sie in helles Lachen aus und gab sich doch – ganz zur Unzeit – den Anschein, als hätte sie mich nicht gesehen. Ich entfernte mich und beobachtete sie verstohlen. Sie wandte sich von dem Fährdich ab und gähnte zweimal. Entschieden, Gruschnitzki langweilt sie. Noch zwei Tage und sie spricht kein Wort mehr mit ihm.

* * *

13. Juni.

Ich frage mich oft, warum ich so hartnäckig um die Liebe eines Mädchens werbe, das ich nicht verführen will, und welches ich niemals heirathen werde. Warum diese frauenartige Koketterie? Wera liebt mich mehr als Mary mich jemals lieben wird. Wenn diese Fürstin sich mir als eine unbesiegbare Schönheit zeigte, so könnte mich vielleicht die Schwierigkeit des Unternehmens anstacheln ...

Aber damit ist es nichts. Die Triebfeder meiner Handlungsweise ist also nicht jenes unruhige Bedürfniß zu lieben, das uns in der ersten Zeit unserer Jugend so quält, das uns von einer Frau zur andern zieht, bis wir eine finden, die uns nicht leiden mag. Dann beginnt unsere Beständigkeit – unsere Leidenschaft ist wahr, unendlich wie eine mathematische Linie, die an einem bestimmten Punkte beginnt und sich in der Unendlichkeit verliert. Das Geheimniß einer solchen unendlichen Leidenschaft liegt in der Unmöglichkeit, an ein Ziel, das heißt an das Ende zu gelangen.

Was ist also der Grund meiner Aufregung? – Neid gegen Gruschnitzki? Der Aermste! Er verdient ein solches Gefühl gar nicht. Oder sollte ich von jenem schlechten, aber unwiderstehlichen Gefühl

beherrscht sein, das uns verleitet, die süßesten Illusionen des Nebenmenschen zu vernichten, um die kleine Genugthuung zu haben, ihm sagen zu können, wenn er uns voll Verzweiflung fragt, woran er in Zukunft glauben könne:

Lieber Freund, dasselbe Unglück ist mir passirt; und doch siehst du, daß ich mit der größten Ruhe fortfahre gut zu diniren, zu soupiren und zu schlafen, und ich hoffe, auch ohne Stöhnen und Thränen zu sterben.

Aber es liegt ja ein unbegreiflicher Zauber darin, ein junges Herz zu besitzen, das sich gerade entfaltet! Es ist wie die Blume, die ihren süßesten Wohlgeruch ausströmt, wenn der erste Sonnenstrahl sie berührt. In diesem Augenblick muß man sie pflücken und sie, nachdem man sich an ihren süßen Düften berauscht, auf die Straße werfen, wo der erste beste sie aufheben wird! Ich empfinde in mir diesen nicht zu stillenden Durst, dieses Bedürfniß, Alles zu schlürfen, was ich auf meinem Wege finde. Fremde Freuden und Leiden betrachte ich nur in ihrer Beziehung zu mir – als eine Speise, welche meine Seelenkräfte nährt. Selbst bin ich nicht mehr fähig unter der Herrschaft der Leidenschaft den Verstand zu verlieren; mein Ehrgeiz ist in mir durch die Verhältnisse zurückgedrängt, aber er ist in anderer Weise zu Tage getreten; denn Ehrgeiz ist nichts Anderes, als der Durst nach Herrschaft, – und mein größter Genuß besteht darin, Alle, die mich umgeben, unter meinen Willen zu beugen. In einem fremden Herzen das Gefühl der Liebe, der Hingebung und der Furcht wach zu rufen – ist das nicht das erste Zeichen und zugleich der größte Triumph der Herrschsucht?

Und für einen Andern die Ursache der Freude und des Schmerzes sein, ohne daß man dazu das mindeste Recht hat, – ist das nicht die süßeste Nahrung unseres Stolzes? Und was ist Glück? Nichts als befriedigter Stolz. Wenn ich mich als den besten, als den mächtigsten aller Menschen betrachten könnte, so würde ich glücklich sein. Wenn alle mich liebten, so fände ich in mir selbst eine unerschöpfliche Quelle der Liebe.

Böses gebiert Böses. Das erste Leiden gibt uns einen Begriff von dem Vergnügen, das man empfindet, wenn man andere quält. Die Vorstellung des Bösen kann nicht in den Geist des Menschen eindringen, ohne zugleich den Wunsch in ihm wachzurufen, das Böse zu thun. Die Vorstellungen, hat irgend Jemand gesagt, sind organische Wesen. Schon ihre Geburt gibt ihnen eine Form und diese Form ist die That. Je mehr

Vorstellungen (Ideen) in dem Gehirn Jemandes entstehen, um so viel mehr ist dieser thätig als Andere. Das der Grund, weshalb ein Genie, das an den Bureautisch gefesselt ist, entweder stirbt oder verrückt wird, – just wie ein Mensch mit kräftiger, sanguinischer Constitution, wenn er zu einer seßhaften Lebensweise verurtheilt ist, endlich am Schlage stirbt.

Leidenschaften sind nichts Anderes als Ideen in ihrer ersten Entwicklung. Sie sind eine Eigenthümlichkeit der Jugend des Herzens; und derjenige täuscht sich gewaltig, der sie durch sein ganzes Leben bewahren zu können glaubt! Wie manche friedlichen Flüsse entspringen schäumenden Wasserfällen, – kein einziger behält seinen ungestümen, heftigen Lauf bis zum Meere bei. Aber diese Ruhe ist oft das Zeichen einer gewaltigen, wenn auch verborgenen Kraft. Fülle und Tiefe der Gefühle und Gedanken gestatten keine tollen Ausbrüche. In der Freude wie im Leid gibt sich die Seele von Allem strenge Rechenschaft und überzeugt sich, daß es so sein muß; sie weiß, daß ohne die Gewitter die beständige Hitze der Sonne sie verdörren würde. Sie ergründet die Bedingungen ihres eigenen Lebens – und schmeichelt oder bestraft sich wie ein verwöhntes Kind. Erst wenn der Mensch zu dieser höchsten Selbstkenntniß gelangt ist, vermag er die göttliche Gerechtigkeit zu würdigen.

Indem ich diese letzten Seiten noch einmal überlese, bemerke ich, daß ich mich von meinem Gegenstande weit entfernt habe ... Aber was liegt daran? ... Ich schreibe ja dieses Tagebuch für mich selbst, und somit wird Alles, was ich hier verzeichne, später eine kostbare Erinnerung für mich sein -----

Gruschnitzki ist zu mir gekommen und hat sich mir an den Hals geworfen. Er ist zum Offizier avancirt. Wir haben Champagner getrunken. Kurz nach ihm kam auch Doctor Werner.

»Ich werde Ihnen nicht gratuliren,« sagte er zu Gruschnitzki.

»Warum nicht?«

»Weil der Soldatenmantel Ihnen sehr schön sitzt, und Sie werden gestehen, daß eine hier gefertigte Offiziersuniform Sie nicht interessanter machen wird ... Sehen Sie, bisher waren Sie eine Ausnahme, jetzt fallen Sie unter die allgemeine Regel.«

»Reden Sie nur, Doctor, reden Sie nur! Sie werden mich darum in meiner Freude nicht stören ... Er weiß nicht,« fuhr Gruschnitzki, zu mir

gewendet, leise fort, »welche Hoffnungen mir diese Epauletten eröffnen ... O, Epauletten, Epauletten! Eure Sterne – eure Leitsterne werden mich führen zu ... Nein, jetzt bin ich vollkommen glücklich!«

»Gehst du mit uns nach der Schlucht spazieren?« fragte ich ihn.

»Ich? Um keinen Preis der Welt werde ich vor den Augen der Fürstin erscheinen, ehe meine neue Uniform fertig ist.«

»Soll ich ihr von deiner Freude erzählen?«

»Nein, ich bitte dich, thue das nicht ... Ich möchte ihr diese Ueberraschung selbst bereiten.«

»So sage mir wenigstens, wie du jetzt mit ihr stehst?«

Diese Frage machte ihn ein wenig verwirrt und nachdenklich. Gern hätte er geprahlt und gelogen, – aber er machte sich doch ein Gewissen daraus, und andererseits schämte er sich wieder, die Wahrheit zu gestehen.

»Glaubst du, daß sie dich liebt?«

»Mich liebt? Aber ich bitte dich, Petschorin, wo denkst du hin! ... Wie wäre das so schnell möglich? ... Und wenn sie mich auch liebte, würde ein so vornehmes, feinfühliges Mädchen das eingestehen?«

»Sehr schön. Nach deiner Ansicht muß also ein anständiger Mensch seine Leidenschaft verheimlichen?«

»Je nachdem, lieber Freund. Es gibt manche Dinge, die man nicht durch Worte offenbart, sondern errathen läßt.«

»Ganz richtig. Aber die Liebe, die wir in den Blicken einer Frau lesen, bindet sie nicht wie ein gegebenes Wort ... Sei auf deiner Hut, Gruschnitzki, sie wird dich täuschen ...«

»Sie!« versetzte er, und richtete die Augen gen Himmel und lächelte selbstzufrieden. »Du thust mir leid, Petschorin!«

Er ging.

Gegen Abend begab sich eine zahlreiche Gesellschaft zu Fuße nach der Schlucht.

Nach der Ansicht der hiesigen Gelehrten ist diese Schlucht ein erloschener Krater. Sie befindet sich an einem Abhang des Maschuk, etwa eine Werst von der Stadt. Man gelangt dorthin auf einem schmalen, felsigen Pfade. Ich bot Mary den Arm und sie ließ ihn während der ganzen Promenade nicht wieder los.

Unser Gespräch begann mit Verleumdungen. Ich machte mich über unsere Bekannten lustig, anwesende wie abwesende; wobei ich

zunächst ihre lächerlichen und dann ihre schlechten Seiten vornahm. Meine Galle war in Thätigkeit. Mit Scherzen hatte ich angefangen, mit aufrichtigen Bosheiten hörte ich auf. Anfangs amüsirten sie meine Ausfälle, dann erschreckten sie sie.

»Sie sind ein gefährlicher Mensch,« sagte sie. »Ich möchte lieber im Walde unter den Dolch eines Mörders als unter die Stiche ihrer bösen Zunge gerathen ... Ich bitte Sie ernstlich, wenn es Ihnen einfallen sollte, schlecht von mir zu reden, nehme Sie dann lieber einen Dolch und tödten Sie mich – ich glaube, das würde Ihnen nicht schwer werden.«

»Sehe ich aus wie ein Mörder?«

»Sie sind noch schlimmer ...«

Ich dachte einen Augenblick nach und sagte dann in tiefbewegtem Tone zu ihr:

»Ja, das ist von Kindheit an mein Schicksal gewesen! Alle Narben auf meiner Stirn, die Zeichen schlechter Gefühle, die ich nicht hatte: man hat sie mir zugeschrieben – und endlich sind sie in mir entstanden. Ich war aufrichtig – man schalt mich hinterlistig: da bin ich verschlossen geworden. Ich war sehr empfindlich für Gutes und Böses – Niemand liebte mich; jeder beleidigte mich: ich wurde rachsüchtig. Ich war mürrisch inmitten einer Schaar fröhlicher, ausgelassener Kinder; ich fühlte, daß ich ihnen überlegen war – man drückte mich unter sie herab: ich ward neidisch. Ich hätte gern die ganze Welt geliebt – Niemand verstand mich: ich lernte hassen. Meine freudlose Jugend ist ein beständiger Kampf gewesen zwischen mir und der Welt; aus Furcht, ausgelacht zu werden, vergrub ich meine schönsten Gefühle in der Tiefe meines Herzens: dort sind sie erstorben. Ich sagte stets die Wahrheit – man glaubte mir nicht. Ich begann zu täuschen. Als ich die Welt und die Triebfedern der Gesellschaft kannte, ergab ich mich der Wissenschaft des Lebens, aber ich sah, wie andere ohne Wissenschaft glücklich waren und alle die Vortheile genossen, um welche ich mich so eifrig bemüht. Da bemächtigte sich meiner die Verzweiflung, – nicht jene Verzweiflung, die Heilung sucht in einem Pistolenschuß, sondern jene kalte kraftlose Verzweiflung, die sich unter höflichen Formen und liebenswürdigem Lächeln verbirgt. Ich war ein moralischer Krüppel geworden. Die beste Hälfte meiner Seele existirte nicht mehr; sie war verdorrt, erstorben, vernichtet; ich riß sie aus und warf sie fort. Die andere Hälfte aber pulsirte und lebte noch zum Dienst der Menschheit; und Niemand

bemerkte diese Veränderung, weil Niemand um die Existenz der zu Grunde gegangenen Hälfte gewußt hatte. Jetzt haben Sie die Erinnerung an dieselbe in mir wachgerufen und ich habe Ihnen ihre Grabschrift gelesen. Den meisten Menschen erscheinen Grabschriften lächerlich; mir nicht; vor allen Dingen nicht, wenn ich daran denke, was unter ihnen begraben liegt. Uebrigens bitte ich Sie, nicht meine Ansicht zu theilen: wenn Sie meine Tirade lächerlich finden, – bitte, lachen Sie darüber; ich versichere Sie zum Voraus, daß mich das durchaus nicht beleidigen wird.«

In diesem Augenblick sah ich sie an. Es rollten Thränen aus ihren Augen; ihre Hand zitterte auf meinem Arm; ihre Wangen glühten; sie hatte Mitleid mit mir! Mitleid – ein Gefühl, dem sich alle Frauen so leicht hingeben! Ja, Mitleid hatte ihr unerfahrenes Herz ergriffen.

Während des ganzen Restes unseres Spazierganges war sie zerstreut und nachdenklich und vernachlässigte sogar ihre Koketterie – ein bedeutsames Zeichen!

Wir kamen nach der Schlucht. Die anderen Damen verließen ihre Cavaliere, aber sie blieb auf meinen Arm gestützt. Die Witzeleien unserer Dandys ließen sie gleichgiltig; sie neigte sich über den Rand des Kraters, ohne die geringste Furcht zu zeigen, während die andern Damen voll Entsetzen aufschrien und die Augen schlossen.

Auf dem Heimwege nahm ich unsere trübselige Unterhaltung nicht wieder auf, aber auf alle meine Fragen und Scherze antwortete sie kurz und zerstreut.

»Haben Sie je geliebt?« fragte ich sie endlich.

Sie blickte mich fest an, schüttelte das Köpfchen und versank wieder in ihre Träumerei. Offenbar wollte sie mir etwas sagen, aber sie wußte nicht, wie sie beginnen sollte, ihre Brust hob und senkte sich ... Ja, ja, ein Mousselinärmel ist eine schwache Schutzwehr, und ein elektrischer Funke zuckte aus meinem Arm in den ihrigen; fast alle Leidenschaften beginnen so, und wir täuschen uns in der Regel sehr, wenn wir glauben, die Frauen liebten uns wegen unserer physischen oder moralischen Vorzüge. Freilich, sie bereiten uns den Boden und machen ihr Herz geneigt, das heilige Feuer in sich aufzunehmen; allein die erste Berührung entscheidet Alles.

»Nicht wahr, ich bin heut' sehr liebenswürdig gewesen?« sprach sie mit gezwungenem Lächeln zu mir, als wir an ihrer Thür angekommen waren.

Wir schieden. Sie ist unzufrieden mit sich; sie macht sich Vorwürfe wegen ihrer Kälte ... O, das ist der erste wichtigste Erfolg!

Morgen wird sie mich entschädigen wollen. Ich weiß das Alles zum Voraus – und das ist das Langweilige dabei.

* * *

12. Juni.

Heut' habe ich Wera gesehen. Sie quälte mich mit ihrer Eifersucht. Wie es scheint, hat Mary den Einfall gehabt, ihr ihre Herzensgeheimnisse anzuvertrauen. Ich muß gestehen, sie hat eine glückliche Wahl getroffen!

»Ich sehe voraus, womit dies Alles enden wird,« sagte Wera zu mir. »Sei offenherzig. Sage mir gerade heraus: liebst du sie?«

»Und wenn ich sie nicht liebe?«

»Warum sie dann verfolgen und aufregen und ihre Phantasie erhitzen! ... O, ich kenne dich! Höre, wenn du willst, daß ich dir glaube, so reisest du in acht Tagen nach Kislowodsk. Wir begeben uns übermorgen dorthin. Die Fürstin bleibt hier noch einige Zeit. Miethe dir in unserer Nähe eine Wohnung. Wir werden ein großes Haus neben der Quelle beziehen; die Fürstin Ligowski wird die untern Räume bewohnen; neben unserm Hause ist noch ein anderes frei, und das kannst du dir miethen ... Wohlan, kommst du?«

Ich versprach noch an diesem selben Tage mir das Haus miethen zu lassen.

Gegen sechs Uhr kam Gruschnitzki zu mir und theilte mir mit, daß morgen, also gerade vor dem Balle, seine Uniform fertig sein werde.

»Endlich werde ich den ganzen Abend mit ihr tanzen können,« setzte er hinzu; »und ich kann nun frei und offen mit ihr reden.«

»Wann ist dieser Ball?«

»Ei, morgen! Hast du das nicht gewußt? Morgen ist ein großer Festtag, und die hiesige Behörde hat Alles in die Hand genommen.«

»Wir wollen nach dem Boulevard gehen.«

»Wie, mit diesem abscheulichen Mantel!«

»Er gefällt dir also nicht mehr?«

Ich ging allein, begegnete der Fürstin Mary und engagierte sie zu einer Mazurka. Sie schien darüber eben so erstaunt wie erfreut.

»Ich glaubte,« versetzte sie mit einem sehr anmuthigen Lächeln, »Sie tanzten nur aus Nothwendigkeit wie das letzte Mal.«

Die Abwesenheit Gruschnitzki's scheint sie durchaus nicht bemerkt zu haben.

»Morgen werden Sie eine angenehme Ueberraschung haben,« fuhr ich fort.

»Wieso?«

»Das ist ein Geheimniß ... auf dem Balle werden Sie es selbst errathen.«

Den Rest des Abends habe ich in dem Salon ihrer Mutter verbracht. Außer Wera und einem sehr amüsanten Greise waren keine Gäste anwesend. Ich war gut aufgelegt und improvisirte verschiedene merkwürdige Historien. Mary saß mir gegenüber und hörte meine Albernheiten mit solch vertrauensvoller, ja fast zärtlicher Aufmerksamkeit an, daß ich mir Vorwürfe machte. Wo sind ihre Lebhaftigkeit, ihre Koketterie, ihre Launen, ihre stolze Haltung, ihr verächtliches Lächeln, ihre zerstreuten Blicke geblieben?

Das Alles hat Wera sehr wohl bemerkt. Auf ihrem leidenden Gesichte war tiefe Traurigkeit zu lesen; sie saß in einem breiten Lehnstuhl vergraben in einer Fensternische. Ich hatte Mitleid mit ihr.

Und dann erzählte ich die ganze dramatische Geschichte meiner und Wera's Liebe, wobei ich natürlich sämmtliche Namen änderte.

Ich schilderte so lebhaft meine Zärtlichkeit, die Unruhe, das Entzücken unserer Liebe; ich zeigte ihren Charakter, ihr Benehmen in einem so günstigen Lichte, daß sie mir wohl oder übel meine Koketterie mit Mary verzeihen mußte.

Sie stand auf und setzte sich zu uns – sie war wie neugeboren ... Und erst um zwei Uhr Morgens erinnerten wir uns, daß die Aerzte uns verordnet haben, um elf Uhr zu Bett zu gehen.

* * *

13. Juni.

Eine halbe Stunde vor dem Ball erschien Gruschnitzki bei mir im ganzen Glanze seiner Offiziersuniform. An seinem dritten Knopfe hing eine kleine Bronceketten, an welcher sich eine Lorgnette schaukelte. Die ungewöhnlich großen Epauletten erhoben sich auf seinen Schultern wie Amorettenflügel. Seine Stiefel knarrten, und in seiner Linken hielt er seine Mütze und zimmetfarbene Handschuhe; mit der Rechten strich er jeden Augenblick seine Haarlocken zurecht. Sein Gesicht drückte Selbstzufriedenheit, zugleich jedoch ein gewisses Mißtrauen aus. Seine Festtagstoilette, sein stolzer Gang hätten mich zum Lachen gereizt, wenn dasselbe mit meinen Plänen vereinbar gewesen wäre.

Er warf Mütze und Handschuhe auf den Tisch, stellte sich vor den Spiegel und begann an seinen Rockschoßen zu zupfen. Eine ungeheure schwarze Cravatte, die einen sehr hohen Stehkragen umschloß, preßte ihm das Kinn und ragte einen guten halben Zoll über den Kragen empor. Aber das schien ihm noch zu wenig und so zog er sie bis zu den Ohren empor. In Folge dieser mühevollen Arbeit – denn der Uniformskragen war sehr schmal und widerspenstig – war sein Gesicht ganz blau angelaufen.

»Man behauptet,« sagte er ziemlich gleichgiltig und ohne mich anzusehen, »du hättest während der letzten Tage meiner Prinzessin schrecklich den Hof gemacht?«

»Wir armen Teufel müssen doch irgendwo unsern Thee trinken!« erwiderte ich ihm, eine sprichwörtlich gewordene Stelle aus einer der reizendsten Novellen von Puschkin citirend.

»Sage einmal, wie steht mir die Uniform? ... Ach, der verdammte Jude! ... Wie das unter den Armen kneift! ... Hast du kein Riechfläschchen?«

»Ich bitte dich, wozu noch mehr? Du strömst schon einen solchen Duft von Rosenpomade aus!«

»Thut nichts, gib nur her ...«

Und er goß sich ein halbes Fläschchen auf Cravatte, Taschentuch und Aermel.

»Wirst du tanzen?« fragte er.

»Ich denke nicht.«

»Ich fürchte, ich muß mit der Fürstin die erste Mazurka tanzen; und ich kenne kaum eine Figur ...«

»Hast du sie zu der Mazurka engagirt?«

»Noch nicht.«

»So Sorge, daß dir Niemand zuvorkommt.«

»Das ist auch wahr!« rief er, sich vor die Stirn schlagend. »Adieu ... ich werde dich auf dem Perron erwarten.«

Und er ergriff seine Mütze und eilte davon.

Nach einer halben Stunde begab auch ich mich nach dem Balle. Auf der Straße war es trübe und leer. Die Menge drängte sich um das Haus, in welchem getanzt werden sollte; sämtliche Fenster desselben waren erleuchtet; der Abendwind trug mir die Töne der Regimentsmusik zu. Langsam schritt ich dahin; ich war trübe gestimmt ... Ist es denn möglich, dachte ich, daß mein einziger Beruf hier auf der Welt der sein kann, die Hoffnungen Anderer zu zerstören? Wie oft hat das Schicksal seit dem Tage, wo ich in das wirkliche Leben eingetreten bin, mich in fremde Schauspiele hineinverwickelt, um die Lösung derselben zu beschleunigen – als könnte ohne mich Niemand sterben, Niemand in Verzweiflung gerathen! Ich war immer die nothwendige Person des fünften Akts; wohl oder übel spielte ich die traurige Rolle des Verräthers oder Henkers. Was kann das Schicksal mit mir vorhaben? ... Bin ich von ihm dazu ausersehen, den Verfassern von bürgerlichen Trauerspielen und Familienromanen – oder den Lieferanten von Novellen, wie z.B. der in der »Lesebibliothek,« den Stoff zu liefern? ... Was grüble ich? ... Wie manche Menschen träumen sich beim Beginn ihres Lebens, sie würden es wie Alexander der Große, oder wie Byron schließen, während sie bis an ihren letzten Tag friedliche Hof- und Staatsräthe bleiben ...

Als ich in den Saal trat, versteckte ich mich in einem Haufen von Zuschauern, um bequem meine Beobachtungen machen zu können. Gruschnitzki stand neben der Fürstin und redete mit großer Wärme. Sie hörte ihn zerstreut an, blickte zur Seite und legte ihren Fächer an die Lippen. Auf ihren Zügen lag ein Ausdruck von Ungeduld, ihre Augen suchten irgend Jemand. Ich näherte mich ihr still, ohne daß sie mich sah, um ihr Gespräch mit anhören zu können.

»Wie Sie mich foltern, Fürstin!« sagte Gruschnitzki. »Sie haben sich seit einigen Tagen schrecklich geändert ...«

»Und Sie ebenfalls,« antwortete sie, indem sie einen raschen Blick auf ihn warf, aus welchem er eine geheime Ironie nicht herauszufühlen verstand.

»Ich! Ich mich verändert ... O, niemals! Sie wissen, daß das unmöglich ist! Wer Sie einmal gesehen, wird Ihr göttliches Bild ewig im Herzen tragen.«

»Hören Sie doch auf!«

»Warum wollen Sie jetzt nicht mehr die Worte anhören, die Sie noch vor Kurzem so wohlwollend aufnahmen?«

»Weil ich Wiederholungen nicht liebe,« antwortete sie lachend.

»O, ich habe mich grausam getäuscht! ... Thor, der ich war, ich glaubte wenigstens, diese Epauletten würden mir das Recht geben zu hoffen ... Aber nein ... es wäre besser für mich gewesen, wenn ich mein ganzes Leben in diesem erbärmlichen Soldatenmantel geblieben, welchem ich vielleicht Ihre Aufmerksamkeit zu verdanken habe.«

»Dieser Mantel stand Ihnen in der That viel besser.«

In diesem Augenblick trat ich vor und verbeugte mich vor der Fürstin. Sie erröthete ein wenig und sagte rasch:

»Nicht wahr, Herr Petschorin, der graue Mantel stand Herrn Gruschnitzki weit besser?«

»Da bin ich nicht Ihrer Ansicht,« antwortete ich; »die Uniform macht ihn viel jünger.«

Diesen Schlag ertrug Gruschnitzki nicht. Wie alle Knaben hat er die Prätension, als ein alter Mann zu erscheinen. Er meint, die Leidenschaften hätten seinem Gesicht tiefe Spuren, die Spuren des Alters aufgedrückt. Er warf mir einen wüthenden Blick zu, stampfte mit dem Fuße und entfernte sich.

»Gestehen Sie,« sagte ich zu der Fürstin, »daß er, obgleich immer sehr lächerlich, Ihnen doch bis vor Kurzem noch interessant erschien – in seinem grauen Mantel?«

Sie senkte die Augen und antwortete nicht.

Den ganzen Abend verfolgte sie Gruschnitzki und tanzte entweder mit ihr oder ihr gegenüber. Er verschlang sie geradezu mit seinen Augen, seufzte und belästigte sie mit seinen Bitten und Vorwürfen. Nach der dritten Quadrille verabscheute sie ihn bereits.

»Das hätte ich von dir nicht erwartet,« sprach er, indem er auf mich zukam und meinen Arm ergriff.

»Was denn?«

»Du tanzest ja mit ihr die Mazurka,« rief er in tragischem Tone. »Sie hat's gestanden.«

»Warum denn nicht? Ist es vielleicht ein Geheimniß?«

»Aber ich hätte das von einem solchen Mädchen, einer solchen Kokette erwarten können ... Indeß, ich werde mich rächen!«

»Klage deinen Mantel oder deine Epauletten an, und nicht sie. Ist es ihre Schuld, daß du ihr nicht mehr gefällt?«

»Aber warum mir dann Hoffnungen machen?«

»Aber warum hast du gehofft? Man kann wünschen und Jemand den Hof machen – immerhin; aber wer wird da hoffen?«

»Du hast deine Wette gewonnen, – aber noch nicht ganz,« sagte er mit einem boshafte Lächeln.

Die Mazurka begann. Gruschnitzki tanzte nur einmal mit Mary, die andern Cavaliere forderten sie jeden Augenblick auf: das war offenbar ein gegen mich gerichtetes Complot. Um so besser! Sie wünscht mit mir zu reden; man hindert sie daran – sie wird es nur um so mehr wünschen.

Ich drückte ihr zweimal die Hand; beim zweiten Mal zog sie sie, ohne ein Wort zu sagen, zurück.

»Ich werde heut' Nacht schlecht schlafen,« sprach sie, als die Mazurka zu Ende war.

»Sollte Gruschnitzki daran Schuld sein?«

»O, durchaus nicht!«

Und ihr Antlitz wurde so nachdenklich, so traurig, daß ich mir das Wort gab, schon an diesem Abend unbedingt ihre Hand zu küssen.

Kurz nachher brach man auf. Als ich Mary zu ihrem Wagen führte, ergriff ich plötzlich ihre kleine Hand und drückte sie rasch an meine Lippen. Es war dunkel, und Niemand konnte es sehen.

Sehr mit mir zufrieden kehrte ich in den Saal zurück. An einem großen Tische soupirten die jungen Leute. Auch Gruschnitzki befand sich unter ihnen. Als ich eintrat, schwieg Alles; offenbar war von mir die Rede gewesen. Von dem vorigen Balle her sehen mich viele mit schiefen Blicken an, besonders der Dragonerhauptmann; jetzt aber scheint sich unter Gruschnitzki's Commando eine regelrechte Verschwörung gegen mich zu organisiren. Er nimmt eine so stolze martialische Miene an ...

Freut mich sehr. Ich liebe meine Feinde, wenn auch nicht im christlichen Sinne. Sie amüsiren mich, bringen mein Blut in Wallung. Immer auf seiner Hut sein müssen, jeden Blick erspähen, den Sinn jedes Wortes erforschen, ihre Absichten errathen, ihre Pläne durchkreuzen, eine falsche Sicherheit heucheln und plötzlich mit einem Stoße das große

mit so vieler Mühe errichtete Gebäude ihrer heimtückischen Combinationen über den Haufen werfen – das nenne ich leben!

Während des ganzen Souper hörte Gruschnitzki nicht auf, dem Dragonerhauptmann zuzuflüstern und ihm verständnißvolle Winke zu geben.

* * *

14. Juni.

Heut' Morgen ist Wera mit ihrem Manne nach Kislowodsk abgereist. Ich begegnete ihrem Wagen, als ich mich zu der Fürstin Ligowski begab. Sie nickte mir mit dem Kopfe. In ihrem Blicke lag ein Vorwurf.

Wer hat die Schuld? Warum will sie mir nicht Gelegenheit geben, sie allein zu sehen. Die Liebe ist wie das Feuer – ohne Nahrung erlischt sie. Vielleicht bewirkt die Eifersucht, was meinen Bitten unmöglich war.

Ich blieb über eine Stunde bei der Fürstin. Mary kam nicht zum Vorschein. Sie ist krank. Auch hat sie sich am Abend nicht auf dem Boulevard gezeigt. Die neu organisirte Kabale nahm, mit Lorgnetten bewaffnet, in der That eine drohende Haltung an. Es freut mich, daß Mary krank ist; sie hätten die eine oder andere Frechheit begehen können. Gruschnitzki's Haar ist vernachlässigt, und sein Gesicht drückt Verzweiflung aus. Seine Eigenliebe scheint wirklich arg gelitten zu haben; aber es gibt Leute, die sogar in ihrer Verzweiflung lächerlich sind.

Als ich in meine Wohnung trat, fühlte ich, daß mir etwas fehlte. Ich habe sie nicht gesehen! Sie ist krank! Sollte ich in der That verliebt sein? ... Welche Albernheit!

* * *

15. Juni.

Heut' Morgen gegen elf Uhr, – die Stunde, wo die Fürstin Ligowski sich nach dem Bade zu begeben pflegt – kam ich an ihrem Hause vorbei. Mary saß gedankenvoll am Fenster. Als sie mich erblickte, stand sie rasch auf. Ich trat in das Vorzimmer; Niemand war da, mich anzumelden, und so begab ich mich ohne Weiteres in das Gastzimmer.

Eine trübe Blässe bedeckte Mary's schönes Gesicht. Sie stand am Piano, die Hand auf die Lehne eines Stuhls gestützt, und diese Hand zitterte kaum merklich.

Ich trat auf sie zu und sagte:

»Sind Sie erzürnt auf mich?«

Sie sah mich mit ihren großen tiefen Augen an und schüttelte den Kopf. Ihre Lippen bewegten sich, aber ohne ein einziges Wort hervorzubringen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie sank in den Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Was fehlt Ihnen denn?« sagte ich, ihre Hand ergreifend.

»Sie achten mich nicht ... O, lassen Sie mich!«

Ich that einige Schritte zurück. Sie richtete sich auf im Sessel; ihre Augen funkelten.

Ich blieb stehen, griff nach der Thür und sagte:

»Verzeihen Sie, Fürstin; ich habe wie ein Unsinniger gehandelt ... Es wird nicht zum zweiten Mal geschehen; ich werde meine Maßregeln ergreifen ... Und wie könnten Sie auch wissen, was in mir vorgegangen ist? Nein, Sie werden es nie erfahren, und das wird für Sie auch das Beste sein. Leben Sie wohl.«

Als ich hinausging, schien es mir, als hörte ich sie weinen.

Bis zum Abend streifte ich zu Fuß an den Abhängen des Maschuk umher, so lange, bis ich vollständig erschöpft war. Nach Hause zurückgekehrt, warf ich mich auf das Bett.

Da trat Werner ein.

»Ist es wahr,« fragte er, »daß Sie die junge Fürstin Ligowski heirathen?«

»Welcher Einfall!«

»Die ganze Stadt sagt es; alle meine Patienten sind mit dieser wichtigen Neuigkeit beschäftigt, – und die Kranken wissen ja immer Alles!«

»Für diesen Streich habe ich mich bei Gruschnitzki zu bedanken,« dachte ich.

»Um Ihnen, Doctor, die Unrichtigkeit dieser Neuigkeit zu beweisen, theile ich Ihnen im Vertrauen mit, daß ich morgen nach Kislowodsk abreise.«

»Reist die Fürstin ebenfalls?«

»Nein; sie bleibt noch acht Tage hier.«

»Sie heirathen sie also nicht?«

»Doctor, Doctor! Betrachten Sie mich doch; sehe ich denn aus wie ein Bräutigam, oder habe ich wenigstens einige Aehnlichkeit mit einem solchen?«

»Das behaupte ich nicht ... Aber Sie wissen, es gibt Umstände,« fuhr er schlaue lächelnd fort, »wo ein Ehrenmann verpflichtet ist, zu heirathen, und es gibt Mütterchen, welche derartige Umstände wenigstens nicht voraussehen ... Als Freund rathe ich Ihnen daher, vorsichtiger zu sein. Hier im Bade weht eine sehr gefährliche Luft. Wie manchen schönen jungen Mann, der eines bessern Looses würdig gewesen, habe ich von hier direct in das Ehejoch sich begeben sehen ... Sogar mich – können Sie das glauben! – hat man verheirathen wollen. Es war eine jener zärtlichen Mütter vom Lande, deren blasse Tochter meiner Fürsorge anvertraut war. Ich hatte eines Tages das Unglück, ihr zu sagen, nach der Hochzeit würde die frische Gesichtsfarbe ihrer Tochter zurückkehren; da offerirte sie mir mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen die Hand ihrer Tochter, sowie ihr ganzes Vermögen, das heißt fünfzig Leibeigene. Aber ich antwortete, ich sei eines solchen Glückes nicht würdig.«

Nach dieser Rede ging Werner wieder fort, vollkommen überzeugt, er habe mir einen weisen Rath gegeben.

Aus seinen Worten ging wenigstens so viel hervor, daß über mich und Mary verschiedene dumme Gerüchte verbreitet sind. Das werde ich Gruschnitzki nicht so hingehen lassen.

* * *

18. Juni.

Seit drei Tagen befinde ich mich in Kislowodsk. Täglich sehe ich Wera an der Quelle und auf der Promenade. Des Morgens setze ich mich an das Fenster und richte meine Lorgnette auf ihren Balkon; sie ist schon längst angekleidet und erwartet das verabredete Zeichen. Wir treffen uns wie zufällig in dem Garten, der von unseren Wohnungen nach der Quelle führt. Die belebende Bergluft hat ihr Antlitz wieder geröthet und ihre Kräfte gestärkt. Nicht ohne Grund heißt Narsan die Heldenquelle. Die Bewohner der hiesigen Gegend behaupten, die Luft von Kislowodsk

mache das Herz für die Liebe empfänglich, und hier fänden all die Romane, die an den Abhängen des Maschuk begonnen, ihren Abschluß.

Und in der That, hier athmet Alles Einsamkeit; hier ist Alles so geheimnißvoll. Große schattenreiche Lindenalleen ziehen sich nach dem Waldbach hinunter, der sich bald schäumend und lärmend von Fels zu Fels stürzt, bald sich zwischen grünen Hügeln dahinschlängelt. Etwas weiter gewahrt man schweigsame nebelbedeckte Schluchten, deren Verzweigungen sich nach allen Richtungen hin erstrecken. Das hohe Gras, die langen Zweige der weißen Akazien erfüllen die Atmosphäre mit aromatischen Düften, und das Ohr erfreut sich an dem unaufhörlichen, einschläfernden Gemurmel der Bäche, welche sich in der Ebene brüderlich vereinigen und sich gemeinschaftlich in den Podkumok ergießen.

Nach dieser Seite erweitert sich die Schlucht und verwandelt sich in ein grünes Thal, durch welches sich ein staubiger Weg zieht. So oft ich meine Blicke nach diesem Wege richte, ist es mir, als rollte ein Wagen über denselben, und als blickte aus dem Fenster dieses Wagens ein rosiges Gesichtchen. Aber schon viele Wagen sind über diesen Weg gekommen – der erwartete erscheint nicht.

In dem Dorfe, das hinter dem Fort liegt, geht es sehr lebhaft her. In der Restauration, die auf einer Anhöhe in geringer Entfernung von meiner Wohnung sich befindet, schimmern des Abends eine Menge Lichter durch die doppelte Pappelreihe; und bis tief in die Nacht hört man die Stimmen der Gäste und das Klirren der Gläser.

Nirgends wird so viel Kachetinerwein und so viel Mineralwasser getrunken als hier.

Gruschnitzki macht mit seinem Anhang großen Lärm in dem Restaurant und grüßt mich kaum noch.

Er ist erst gestern Abend angekommen, und doch hat er schon Gelegenheit gefunden, mit drei Greisen anzubinden, die vor ihm baden wollten. Die Luft in den Bädern ist ihm entschieden nicht günstig.

* * *

22. Juni.

Endlich sind sie angekommen. Ich saß am Fenster, als ich plötzlich das Rasseln eines Wagens hörte; das Herz erbebte mir ... Was bedeutet

diese Aufregung? Sollte ich verliebt sein? ... Ich bin so dumm organisirt, daß ich für nichts einstehen kann.

Ich habe bei ihnen zu Mittag gespeist. Die Fürstin Mutter betrachtete mich mit sehr zärtlichen Blicken, aber sie verließ ihre Tochter keinen Augenblick schlimm! Und Wera ist eifersüchtig auf Mary – das ist das Resultat meiner Manöver! Wessen wäre eine Frau nicht fähig, um ihre Nebenbuhlerin zu beleidigen? Ich erinnere mich, daß ich einmal von einer Frau nur darum geliebt wurde, weil ich eine andere liebte. Es gibt nichts Widerspruchsvolleres als ein Frauenverstand. Nichts ist schwieriger, als eine Frau von etwas zu überzeugen. Die Beweiskette, mit deren Hilfe die Frauen ihre Vorurtheile besiegen, ist höchst originell. Um ihnen in ihrer Dialektik zu folgen, muß man zunächst alle Grundsätze der Logik bei Seite werfen. Nehmen wir ein Beispiel.

Die gewöhnliche Logik sagt:

Dieser Mann liebt mich; aber ich bin verheirathet: folglich darf ich ihn nicht lieben.

Die Frauenlogik raisonnirt also:

Ich darf ihn nicht lieben; denn ich bin verheirathet; aber er liebt mich – folglich ...

Hier folgen einige Punkte, denn die Vernunft hat hier nichts mehr zu sagen, – jetzt kommen die Zunge, die Augen und das Herz an die Reihe, – wenn ein solches vorhanden ist. –

Sollten diese Stellen meines Tagebuchs einer Frau in die Hände fallen, so wird sie mit Abscheu ausrufen: »Verleumdung!«

Seit die Poeten singen und die Frauen sie lesen – wofür wir ihnen nicht genug danken können – haben sie dieselben so oft Engel genannt, daß sie sich in ihrer Herzenseinfalt endlich eingeredet, sie hätten dieses Compliment in der That verdient, wobei sie ganz vergessen, daß diese selben Poeten gegen eine pecuniäre Entschädigung Nero unter die Halbgötter gesetzt haben.

Es steht mir jedoch kaum an, so boshaft von ihnen zu reden – mir, der ich außer ihnen nichts in der Welt liebe, – mir, der ich immer bereit gewesen, ihnen meine Ruhe, meinen Ehrgeiz, mein Leben zu opfern ... Aber selbst in einem Anfall von Aerger, oder wenn ich mich in meiner Eigenliebe verletzt fühle, habe ich nicht jenen magischen Schleier zu lüften versucht, durch welchen nur das geübteste Auge

hindurchzublicken vermag. Nein, Alles, was ich von ihnen sage, ist nur die Folge:

*Der Träume, die mein Herz bewegt,
Der Schmerzen und der Täuschungen.*

Es wäre wünschenswerth für die Frauen, daß alle Männer sie so gut kennten wie ich, denn ich liebe sie hundertmal mehr, seitdem ich ihre schwachen Seiten kenne und sie nicht mehr fürchte.

Ich erinnere mich, daß Werner die Frauen einmal mit dem verzauberten Walde verglich, den Tasso in seinen Beschreibungen Jerusalems schildert.

Gleich beim Eintritt, sagte er, werden dir Gott weiß welche Ungeheuer begegnen: Die Pflicht, der Stolz, der Anstand, die öffentliche Meinung, die Lächerlichkeit, die Verachtung ...

Aber blicke nur nicht hin und gehe deines Weges ruhig weiter; nach und nach werden diese Gespenster verschwinden, und du wirst vor dir ein friedliches, lachendes Thal erblicken, in welchem die grüne Myrthe blüht. Aber wehe dir, wenn bei den ersten Schritten dein Herz zittert und du zurückblickst.

* * *

24. Juni.

Der heutige Abend war für mich voller Ereignisse. Drei Werst von Kislowodsk, in einer Schlucht, durch welche der Podkumok fließt, befindet sich ein Felsen, den man den »Ring« nennt. Es ist dies ein von der Natur gebildetes Thor. Dasselbe liegt auf einem hohen Hügel, und des Abends wirft die Sonne durch diese Oeffnung ihren letzten flammenden Blick auf die Ebene. Eine zahlreiche Cavalcade begab sich dorthin, um die Sonne durch dieses steinerne Fenster untergehen zu sehen. Die Wahrheit zu sagen, dachte keiner von der Gesellschaft an dieses schöne Schauspiel.

Ich ritt neben Mary. Auf dem Heimwege mußten wir den Podkumok durchwaten. Die kleinsten Waldbäche sind hier gefährlich, weil ihr Bett geradezu einem Kaleidoskop gleicht; jeden Tag wird dasselbe durch das Ungestüm des kleinen Waldstromes verändert; wo gestern ein Stein lag, da befindet sich heut' ein Loch.

Ich ergriff Mary's Pferd beim Zügel und zog es ins Wasser, das ihm kaum bis an die Knie ging. Wir näherten uns vorsichtig der Strömung. Bekanntlich darf man, wenn man durch ein reißendes Fließchen geht, nicht auf das Wasser blicken, will man nicht sofort von einem Schwindel erfaßt werden. Ich hatte vergessen, meiner Begleiterin diese Verhaltensmaßregel mitzuteilen.

Wir befanden uns bereits mitten in dem Fließchen, an der Stelle, wo die Strömung am heftigsten war, als sie plötzlich in ihrem Sattel wankte.

»Mir ist übel,« sprach sie mit schwacher Stimme.

Ich neigte mich sofort ihr zu, um meinen Arm um ihre zarte Taille zu legen.

»Blicken Sie empor!« flüsterte ich ihr zu. »Es ist nichts; nur keine Furcht; ich bin bei Ihnen.«

Sie fühlte sich gleich wieder besser, und versuchte sich von meinem Arm zu befreien; aber ich umschlang ihre zarte, weiche Gestalt nur noch fester; meine Wange berührte beinah die ihrige, welche wie Feuer brannte.

»Was machen Sie?« rief sie ... »Mein Gott!«

Ohne auf ihre Aufregung zu achten, drückte ich meine Lippen auf ihre zarte Wange. Sie erbebte, sagte aber nichts. Wir waren die Letzten; Niemand hatte etwas gesehen.

Als wir das Ufer erreicht hatten, jagten Alle im Galopp davon. Mary hielt ihr Pferd an; ich blieb bei ihr. Augenscheinlich beunruhigte sie mein Schweigen; aber ich hatte mir fest vorgenommen, kein Wort zu sagen – aus Neugier. Ich war begierig, zu sehen, wie sie sich aus dieser schwierigen Lage herausziehen würde.

»Entweder verachten Sie mich, oder Sie lieben mich sehr!« sagte sie endlich mit thränenenerstickter Stimme. »Vielleicht wollen Sie sich über mich lustig machen, mir den Kopf verwirren und mich dann verlassen ... Das wäre so unwürdig, so niedrig, daß schon der bloße Verdacht ... Aber nein! Nicht wahr,« setzte sie in süßem, vertrauensvollem Tone hinzu, »nicht wahr, ich habe nichts an mir, was mir die Achtung rauben könnte? Ihr keckes Benehmen ... Ich muß, ich muß es Ihnen verzeihen, weil ich es zugelassen habe ... Antworten Sie, reden Sie doch – ich will Ihre Stimme hören!«

Sie sprach diese letzteren Worte mit echt weiblicher Ungeduld, so daß ich unwillkürlich lächeln mußte. Zum Glück begann es schon dunkel zu werden, so daß sie es nicht merkte.

Ich antwortete nichts.

»Sie schweigen?« fuhr sie fort. »Vielleicht wollen Sie, daß ich zuerst rede ... daß ich Ihnen sage, wie ich Sie liebe.«

Ich schwieg noch immer.

»Wollen Sie das?« rief sie und wandte sich plötzlich mir zu ...

In ihrem Blicke und in ihrer Stimme lag eine eigenthümliche Entschiedenheit ...

»Warum?« antwortete ich achselzuckend.

Sie gab ihrem Pferde einen Schlag mit der Peitsche und sprengte in vollem Galopp auf dem schmalen gefahrvollen Wege dahin. Das geschah so schnell, daß ich sie kaum einholen konnte und zwar erst, als sie sich mit der übrigen Gesellschaft wieder vereinigt hatte. Bis unmittelbar vor das Haus redete und lachte sie in einem fort. Diese Lebhaftigkeit hatte etwas Fieberhaftes. Mich sah sie mit keinem einzigen Blicke an. Allen fiel diese ungewöhnliche Fröhlichkeit auf. Ihre Mutter freute sich innerlich, ihre Tochter so heiter zu sehen; und doch war es weiter nichts als ein einfacher Nervenfall.

Sie wird diese Nacht ohne Schlaf zubringen; sie wird weinen. Dieser Gedanke gewährt mir einen eigenthümlichen Genuß: Es gibt Augenblicke, wo ich den Vampyr verstehe ... Und doch hält man mich für ein gutes Kind, und ich will, daß man diese Meinung von mir beibehält.

Wir stiegen von den Pferden. Die Damen begaben sich zur Fürstin. Aber ich war aufgeregter; und so bin ich in dem Walde umhergejagt, um die Gedanken zu zerstreuen, welche mir den Kopf beunruhigten.

Der Abend war still und frisch. Der Mond war soeben hinter den dunklen Berggipfeln emporgestiegen. Jeder Hufschlag meines Pferdes ertönte dumpf in den schweigsamen Schluchten wieder. Bei einem Wasserfall ließ ich mein Pferd trinken. In langen Zügen zog ich die frische Luft dieser südlichen Nacht ein. Dann setzte ich meinen Weg fort, um mich nach Hause zurückzugeben. Ich ritt durch das Dorf. Die Lichter begannen eines nach dem andern zu verlöschen; die Schildwachen auf den Wällen und die auf den Höhen aufgestellten Kosaken unterbrachen von Zeit zu Zeit mit ihren Rufen das Schweigen der Nacht.

Aber bei einem der Häuser des Dorfes, welche am Rande der Schlucht lagen, tönte ein anderer Lärm an mein Ohr. Es war eine geräuschvolle Gesellschaft, die sich zu einem Gelage eingefunden hatte. Ich näherte mich vorsichtig einem Fenster. Durch die schlechtgeschlossenen Läden konnte ich die fröhlichen Zecher sehen und ihre Unterhaltung verstehen. Sie sprachen von mir.

Der Dragonerhauptmann, vom Weine erhitzt, schlug mit der Faust auf den Tisch und verlangte Aufmerksamkeit.

»Meine Herren,« sagte er, »das Alles ist dummes Zeug. Petschorin muß eine Lection erhalten! Diese Petersburger Stutzer bilden sich Gott weiß was ein, bis man ihnen den Kopf zurechtsetzt. Er glaubt die Welt besser zu kennen, als alle anderen Menschen, weil er Lackstiefel und gelbe Handschuhe trägt. Und dieses unverschämte Lächeln! Und doch bin ich überzeugt, daß er eine Memme ist – ja, ja, eine Memme.«

»Das ist auch meine Ansicht,« sagte Gruschnitzki. »Er zieht sich gern mit einem Scherze aus der Verlegenheit. Ich habe ihm schon Dinge gesagt, daß ein Anderer mir sofort eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte; aber Petschorin gab Allem eine lächerliche Wendung. Ich habe ihn natürlich nicht herausgefordert, denn das war seine Sache. Aber er wollte nicht.«

»Gruschnitzki,« sagte ein Anderer, »ist nicht gut auf ihn zu sprechen, weil er ihm die kleine Fürstin vor der Nase weggeschnappt hat.«

»Welcher Einfall!« rief Gruschnitzki. »Es ist wahr, ich habe der Fürstin ein wenig den Hof gemacht; aber ich habe mich streng in meinen Grenzen gehalten, weil ich sie nicht heirathen will, und es nicht zu meinen Grundsätzen gehört, ein Mädchen zu compromittiren.«

»Ja, ich versichere Sie, er ist eine ausgemachte Memme – nämlich Petschorin, nicht Gruschnitzki, – der ist ein braver junger Mann und zudem mein intimer Freund,« fuhr der Dragonerhauptmann fort. »Aber, meine Herren, ist denn Niemand hier, der bereit ist, für Petschorin in die Schranken zu treten? Niemand? Um so besser! Wir wollen seinen Muth auf die Probe stellen! Das wird uns amüsiren ...«

»Sehr schön; aber wie?«

»Hören Sie! Gruschnitzki hat am meisten Grund auf ihn böse zu sein – ihm gebührt daher die erste Rolle! Er wird also den ersten besten Vorwand nehmen, um Petschorin zum Duell herauszufordern ... Hören

Sie! Nun kommt der Spaß ... Das Duell ist angenommen – schön! Alles, was vorhergeht – Anordnungen, Verabredungen u.s.w. – wird in möglichst feierlicher und schrecklicher Weise abgemacht, – das nehme ich auf mich; ich werde dein Secundant sein, mein armer Freund! Schön! Aber nun kommt die Finesse: Wir thun keine Kugeln in die Pistolen. Ich bürge Ihnen dafür, Petschorin wird Angst haben! Ich stelle die Gegner sechs Schritte von einander auf, hol' mich der Teufel! Einverstanden, meine Herren?»

»Ausgezeichnet! Einverstanden! Warum nicht?» ertönte es von allen Seiten.

»Und du, Gruschnitzki?» Ich erwartete bebend Gruschnitzki's Antwort. Ein kalter Schauer überlief mich bei dem Gedanken, daß, wenn der Zufall mich nicht hergeführt, ich ein Gegenstand der Lächerlichkeit für diese Narren hätte werden können. Hätte Gruschnitzki nicht angenommen, ich würde ihm um den Hals gefallen sein. Aber nach kurzem Schweigen stand er auf, reichte dem Hauptmann die Hand und sagte in sehr feierlichem Ton:

»Gut, ich bin einverstanden.«

Es ist schwer, die Begeisterung zu beschreiben, in welche bei diesen Worten die ganze ehrenwerthe Gesellschaft ausbrach.

Von zwei einander widersprechenden Empfindungen aufgeregt, kehrte ich nach Hause zurück. Das eine Gefühl war das der Traurigkeit: Warum hassen mich alle diese Menschen, dachte ich – ja, warum? Habe ich einen von ihnen beleidigt? Nein. Oder sollte ich zu jenen Leuten gehören, deren bloßer Anblick schon Widerwillen einflößt? ... Und während ich so grübelte, mußte ich mir eingestehen, daß das Gift der Bosheit nach und nach meine ganze Seele ergriffen hat. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Gruschnitzki! sagte ich vor mich hin, während ich in meinem Zimmer auf-und niederschritt. Ich werde die Sache nicht als einen Scherz behandeln. Der Beifall Ihrer albernen Kameraden könnte Sie theuer zu stehen kommen. Ich werde mich nicht zu Ihrem Spielzeug hergeben!

Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen. Am andern Morgen war ich gelb wie eine Pomeranze.

In den Morgenstunden begegnete ich an der Quelle der jungen Fürstin.

»Sind Sie krank?» fragte sie, indem sie mich fest anblickte.

»Ich habe heut' Nacht nicht geschlafen.«

»Ich ebenfalls nicht ... Ich klagte Sie an ... vielleicht mit Unrecht. – Aber erklären Sie sich doch. Ich kann Ihnen Alles verzeihen.«

»Alles?«

»Ja, Alles ... Aber sagen Sie mir die Wahrheit, und zwar bald ... Sehen Sie, ich habe viel hin- und hergedacht, um mir Ihr Benehmen zu rechtfertigen. Vielleicht fürchten Sie Hindernisse seitens meiner Verwandten ... Nein, sie werden keine Schwierigkeiten machen, wenn sie erfahren, (ihre Stimme bebte) ich werde mit Bitten in sie dringen ... Oder vielleicht Ihre eigene Lage? ... Aber, ich sage Ihnen, ich kann Alles opfern für den, den ich liebe ... O, antworten Sie mir schnell, – reden Sie, reden Sie! Nicht wahr, Sie verachten mich nicht?«

Bei diesen Worten ergriff sie meine Hand.

Ihre Mutter ging mit Wera's Gatten an uns vorüber, ohne uns zu sehen. Aber die promenirenden Badegäste, die neugierigsten Geschöpfe aus dem ganzen Geschlecht der Verleumder, konnten uns sehen, und ich beeilte mich, meine Hand von ihrem leidenschaftlichen Druck zu befreien.

»Ich werde Ihnen die ganze Wahrheit sagen,« versetzte ich; »ich werde mein Benehmen weder rechtfertigen, noch erklären; ich liebe Sie nicht.«

Ihre Lippen erblaßten.

»Verlassen Sie mich,« sagte sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

Ich zuckte die Achsel und entfernte mich.

* * *

25. Juni.

Zuweilen verachte ich mich. Sollte das der Grund sein, daß ich auch Andere verachte? Ich bin edler Triebe nicht mehr fähig. Ich würde fürchten, mich in meinen eigenen Augen lächerlich zu machen. Ein Anderer an meiner Stelle würde der Fürstin »sein Herz und sein Vermögen« zu Füßen gelegt haben; aber das Wort Heirath übt eine magische Wirkung auf mich. So leidenschaftlich ich eine Frau auch lieben mag, sobald sie mir zu verstehen gibt, ich möchte sie heirathen, – dann fahre hin, Liebe! Mein Herz verwandelt sich dann in einen Stein, und nichts vermag es wieder zu erweichen. Zu allen Opfern bin ich bereit, nur zu diesem nicht. Zwanzigmal könnte ich mein Leben, sogar

meine Ehre aufs Spiel setzen – aber meine Freiheit werde ich niemals verkaufen.

Warum ist sie mir denn so teuer? Was mache ich mit ihr? Habe ich irgend etwas im Auge? Habe ich von der Zukunft irgend etwas zu erwarten? ... Nichts, absolut nichts! Es ist dies eine angeborene Furcht, ein unerklärliches Vorgefühl ... Es gibt Leute, die einen entsetzlichen Abscheu vor Spinnen, Schwaben oder Mäusen haben. Soll ich's gestehen? Als ich noch Kind war, sagte mir eine alte Frau in Gegenwart meiner Mutter meine Zukunft voraus; sie prophezeite mir, daß eine böse Frau die Ursache meines Todes sein würde. Das machte einen tiefen Eindruck auf mich und flößte mir eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe ein ... Und doch habe ich das Gefühl, daß ihre Prophezeiung in Erfüllung gehen werde. Ich werde mich wenigstens bemühen, daß es so spät wie möglich geschieht.

* * *

26. Juni.

Gestern ist der Taschenspieler Apfelbaum hier angekommen. An die Thür des Restaurants sind lange Plakate geklebt, die einem hochverehrlichen Publikum anzeigen, daß der weltberühmte Künstler, Akrobat, Chemiker und Optiker die Ehre haben wird, heut' Abend acht Uhr in dem Adelsaal (das heißt bei dem Restaurateur) eine große Vorstellung zu geben. Das Billet kostet zwei und einen halben Rubel.

Alle Welt will den wunderbaren Künstler sehen; sogar die Fürstin Ligowski hat sich trotz der Krankheit ihrer Tochter ein Billet holen lassen.

Nach dem Essen ging ich heut' an Wera's Fenstern vorüber. Sie saß auf dem Balkon und warf mir folgenden Zettel zu:

»Komm' heut' Abend zehn Uhr über die große Treppe zu mir. Mein Mann ist nach Pjätigorsk gereist und wird erst morgen früh zurückkehren. Meine ganze Dienerschaft und die der Fürstin wird nicht zu Hause sein. Ich habe ihnen sämtlich Billets zu der heutigen Vorstellung gegeben. – Ich erwarte dich; du mußt unfehlbar kommen.«

»Aha,« dachte ich, »endlich fügt sie sich meinen Wünschen.«

Gegen acht Uhr begab ich mich an den Ort, wo Apfelbaum seine Künste producirte. Gegen neun Uhr war der Saal mit Zuschauern

angefüllt, und die Vorstellung begann. In den hinteren Reihen erkannte ich die Dienerschaft Wera's und der Fürstin. Nicht ein einziger fehlte.

In der ersten Reihe spreizte sich Gruschnitzki mit seiner Lorgnette. Der Taschenkünstler wandte sich jedes Mal an ihn, wenn er ein Taschentuch, eine Uhr, einen Ring u.s.w. gebrauchte.

Seit einiger Zeit grüßt mich Gruschnitzki gar nicht mehr, und heut' sah er mich sogar ziemlich unverschämt an. Er soll mir das Alles bezahlen, wenn wir unsere Rechnung ordnen. Kurz vor zehn Uhr stand ich auf und ging.

Draußen war es so finster, daß man keine Hand vor den Augen sehen konnte. Schwere kalte Nebelwolken lagen auf den Gipfeln der Berge ringsum. Nur von Zeit zu Zeit bewegte der Wind die Wipfel der Pappeln, welche die Restauration umgeben. Vor den Fenstern derselben drängte sich eine Schaar von Neugierigen. Ich schlug den Pfad, der an dem Abhang hinunterführt, ein; in einiger Entfernung beschleunigte ich meine Schritte. Plötzlich war es mir, als ginge Jemand hinter mir her. Ich blieb stehen und sah mich um. Es war jedoch in der Dunkelheit nicht möglich, etwas zu sehen. Aber aus Vorsicht ging ich um Wera's Haus herum, als ob ich promenirte. Als ich unter den Fenstern der Fürstin vorbeikam, hörte ich abermals Schritte. Ein Mann, der in einen Mantel gehüllt war, eilte rasch an mir vorüber. Das beunruhigte mich; allein ich überschritt die Schwelle des Hauses und huschte rasch die finstere Treppe hinan. Die Thür öffnete sich, und eine kleine Hand ergriff die meine ...

»Hat dich Niemand gesehen?« sagte Wera flüsternd und schmiegte sich an mich.

»Niemand.«

»Und glaubst du jetzt, daß ich dich liebe? O, ich habe so lange geschwankt, so lange mit mir gekämpft ... Aber du machst aus mir was du willst.«

Heftig pochte ihr Herz, aber ihre Hände waren kalt wie Eis. Sie begann damit, mir eifersüchtige Vorwürfe zu machen, und sich über meine Gleichgiltigkeit zu beklagen; sie beschwor mich, ihr Alles zu gestehen, wobei sie versicherte, sie würde muthig meine Untreue ertragen, da sie ja nur mein Glück wolle. Davon bin ich nicht ganz überzeugt; allein ich beruhigte sie durch Schwüre, Versprechungen u.s.w.

»Du wirst also Mary nicht heirathen? Du liebst sie also nicht? ... Und sie glaubt ... Weißt du auch, daß sie wahnsinnig in dich verliebt ist? Das arme Kind!« -----

Gegen zwei Uhr Morgens öffnete ich das Fenster, band zwei Shawltücher an einander und ließ mich von dem obern Balkon auf den untern herab, wobei ich mich an einer Säule festhielt.

In Mary's Zimmer brannte noch Licht. Ich weiß nicht, was mich verführte, in dasselbe hineinzublicken. Der Vorhang war nicht ganz heruntergelassen, und mein neugieriger Blick konnte bis in das Innere des Zimmers dringen.

Mary saß auf ihrem Bett, die Hände auf den Knien gefalten. Eine mit Spitzen garnirte Nachthaube vermochte kaum ihr dichtes Haar zurückzuhalten. Ein großes rothes Tuch bedeckte ihre Schultern, und ihre kleinen Füßchen versteckten sich in kostbaren persischen Pantoffeln. Sie saß unbeweglich, das Haupt auf die Brust gesenkt. Auf einem Tischchen vor ihr lag ein aufgeschlagenes Buch; aber ihre starren Blicke, welche die tiefste Traurigkeit ausdrückten, schienen zum hundertsten Mal über ein und dieselbe Seite hinzueilen, als wären ihre Gedanken weit, weit fort ... In diesem Augenblick regte sich etwas hinter dem Gebüsch. Ich sprang von dem Balkon auf das Gras hinab. Eine unsichtbare Hand legte sich auf meine Schulter.

»Aha,« sagte eine grobe Stimme. »Ertappt! ... Also wir besuchen in der Nacht Fürstinnen!«

»Halt' ihn recht fest!« schrie ein anderes Individuum, das irgendwo aus einem Winkel hervorsprang. Es waren Gruschnitzki und der Dragonerhauptmann.

Ich versetzte dem Letztern einen Faustschlag an den Kopf, so daß er zur Erde rollte, worauf ich mich in das Gebüsch stürzte. Alle Gartenwege waren mir vollkommen bekannt.

»Diebe, Diebe!« schrien sie; und unmittelbar darauf fiel ein Schuß; der noch rauchende Pfropfen fiel mir fast vor die Füße.

Einige Minuten später befand ich mich schon in meinem Zimmer. Ich entkleidete mich und legte mich zu Bett. Kaum hatte mein Diener die Thür abgeschlossen, als Gruschnitzki und der Hauptmann zu klopfen anfangen.

»Petschorin! Schlafen Sie? Sind Sie zu Hause?« schrie der Hauptmann.

»Ich schlafe!« antwortete ich zornig.

»Stehen Sie auf! ... Diebe! Tscherkessen!«

»Ich habe den Schnupfen,« antwortete ich, »und habe keine Lust, mich zu erkälten.«

Sie entfernten sich.

Ich bedauerte, daß ich ihnen geantwortet; sie würden mich noch über eine Stunde im Garten gesucht haben.

Inzwischen war ein schrecklicher Lärm entstanden.

Aus dem Fort war ein Kosak herbeigelaufen. Alles war auf den Beinen. Alle Gebüsche klopfte man ab, um die Tscherkessen zu erwischen, was natürlich verlorene Mühe war. Trotzdem hatten ohne Zweifel viele die feste Ueberzeugung, daß, wenn die Garnison nur etwas mehr Eifer und Entschlossenheit gezeigt, wenigstens ein Dutzend Räuber auf dem Platze geblieben wären.

* * *

27. Juni.

Heute Morgen war an der Quelle von nichts Anderem die Rede, als von dem nächtlichen Ueberfall der Tscherkessen. Nachdem ich die vorgeschriebene Anzahl Mineralwasser getrunken und ein Dutzend Mal in der langen Lindenallee auf- und abgegangen war, begegnete ich Wera's Gatten, der soeben von Pjätigorsk zurückgekehrt war. Er nahm mich unter den Arm, und wir traten zusammen in die Restauration, um zu frühstücken. Er war in sehr großer Unruhe wegen seiner Frau.

»Welch' einen Schrecken hat sie heut' Nacht haben müssen!« sagte er. »Und da mußte das noch gerade während meiner Abwesenheit geschehen.«

Wir setzten uns an einen Tisch neben einer Thür, die in ein Eckzimmer führte, in welchem sich etwa zehn junge Leute befanden; unter ihnen war auch Gruschnitzki.

Der Zufall gab mir zum zweiten Mal Gelegenheit, ein Gespräch anzuhören, das entscheidend für sein Schicksal werden sollte. Er konnte mich nicht sehen, weshalb ich auch seine Absicht nicht zu errathen vermochte; aber das vergrößerte nur seine Schuld in meinen Augen.

»Aber waren es denn wirklich Tscherkessen?« fragte Einer von ihnen. »Hat Jemand sie gesehen?«

»Ich will Ihnen die ganze Wahrheit erzählen,« erwiderte Gruschnitzki. »Aber, bitte, verrathen Sie mich nicht. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Gestern Abend kam Jemand, den ich Ihnen nicht nennen werde, zu mir und erzählte mir, er habe gegen zehn Uhr Jemand sich in das Haus der Fürstin Ligowski schleichen sehen. Ich muß hierbei bemerken, daß die Fürstin sich hier befand, und daß ihre Tochter allein zu Hause war. Ich folgte dem Manne, der mir diese Mittheilung gemacht, und wir begaben uns unter die Fenster der Fürstin, um den glücklichen Verführer abzufassen.«

Ich gestehe, daß ich große Angst hatte, obgleich mein Begleiter sehr angelegentlich mit seinem Frühstück beschäftigt war. Er konnte höchst unangenehme Dinge zu hören bekommen, wenn Gruschnitzki die Wahrheit errathen hatte. Aber durch seine Eifersucht verblendet, war er weit entfernt, das Richtige zu argwöhnen.

»Wir begaben uns also,« fuhr Gruschnitzki fort, »nach dem Ort der That, bewaffnet mit einer blindgeladenen Flinte, – denn sehen Sie, wir wollten ihm nur Angst einjagen. Bis zwei Uhr Morgens mußten wir warten. Endlich – Gott mag wissen, wo er herkam; aber nicht aus dem Fenster, denn das wurde gar nicht geöffnet – wahrscheinlich durch die Glathür, welche sich hinter der Säule befindet, – endlich, sage ich, sehen wir Jemand vom Balkon heruntersteigen ... Na, was sagen Sie zu dieser jungen Fürstin? Ja, so sind sie, diese Moskauer Damen! Da traue man noch Einer! ... Wir wollten ihn festnehmen, aber er riß sich von uns los, – und fort sprang er, wie ein Hase ins Gebüsch; da gab ich Feuer auf ihn.«

Ein Gemurmel des Zweifels entstand nach dieser Erzählung.

»Sie wollen's nicht glauben?« fuhr er fort. »Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Alles die reinste Wahrheit ist, und zum Beweise werde ich Ihnen den Herrn nennen.«

»Rede, sprich, wer ist's?« ertönte es von allen Seiten.

»Petschorin!« antwortete Gruschnitzki.

In diesem Augenblick blickte er auf – ich stand ihm gegenüber in der Thür. Er wurde feuerroth.

Ich trat auf ihn zu und sagte langsam und bestimmt:

»Ich bedaure sehr, daß ich erst gekommen bin, nachdem Sie bereits Ihr Ehrenwort abgegeben hatten, um die unwürdigste Verleumdung von

der Welt zu bekräftigen. Meine Gegenwart würde Sie abgehalten haben, diese letztere Gemeinheit zu begehen.«

Gruschnitzki sprang von seinem Sitze auf und wollte wüthend werden.

»Ich ersuche Sie,« fuhr ich in demselben Tone fort, »augenblicklich Ihre Worte zurückzunehmen; Sie wissen sehr wohl, daß sie aus der Luft gegriffen sind. Ich glaube nicht, daß eine Frau, weil sie für Ihre glänzenden Vorzüge nicht empfänglich ist, eine so abscheuliche Rache verdient hat. Bedenken Sie es wohl! Halten Sie Ihre Behauptung aufrecht, so haben Sie kein Recht mehr auf den Namen Ehrenmann und setzen ihr Leben auf das Spiel.«

Gruschnitzki stand da mit gesenkten Augen und in heftiger Aufregung. Aber der Kampf zwischen seinem Gewissen und seiner Eigenliebe war von kurzer Dauer. Der Dragonerhauptmann, der neben ihm saß, stieß ihn mit dem Ellenbogen an. Er erbebte und gab, ohne die Augen zu erheben, rasch zur Antwort:

»Mein geehrter Herr, wenn ich etwas sage, so denke ich das auch, und ich bin bereit, es zu wiederholen ... Ihre Drohungen fürchte ich nicht, und auf die Folgen bin ich vollkommen gefaßt.«

»Das haben Sie soeben gezeigt,« antwortete ich ihm kalt, und damit nahm ich den Dragonerhauptmann unter den Arm und ging aus dem Zimmer.

»Was wünschen Sie von mir?« fragte der Hauptmann.

»Sie sind Gruschnitzki's Freund und werden wahrscheinlich sein Secundant sein.«

Der Hauptmann verbeugte sich mit einer wichtigen Miene.

»Sie haben richtig gerathen,« antwortete er. »Ja, ich habe sogar die Pflicht, sein Secundant zu sein, weil die Beschimpfung, die Sie ihm angethan, sich auch auf mich bezieht. Ich war es, der ihn in der vergangenen Nacht begleitete,« setzte er hinzu, indem er seine ungefällige Gestalt gerade aufrichtete.

»Ah, also waren Sie es, den ich so derb auf den Kopf schlug!«

Er wurde gelb und grün, und in seinen Zügen war die ganze Bosheit seiner Seele zu lesen.

»Ich werde die Ehre haben, Ihnen heut' meinen Secundanten zu schicken,« setzte ich mit einer sehr höflichen Verbeugung hinzu, indem ich that, als hätte ich seine Wuth gar nicht bemerkt.

Auf dem Perron der Restauration traf ich Wera's Mann. Er schien auf mich gewartet zu haben.

Er ergriff meine Hand mit einer Art von Begeisterung.

»Edler junger Mann,« sagte er mit Thränen in den Augen. »Ich habe Alles gehört. Welche Niederträchtigkeit! Welche Undankbarkeit! ... Da empfangen Sie noch Jemand in einem anständigen Hause! Gott sei Dank, daß ich keine Töchter habe! Aber die, für welche Sie Ihr Leben aufs Spiel setzten, wird es Ihnen danken. Seien Sie überzeugt,« fuhr er fort, »daß ich Schweigen bewahren werde, bis Alles zu Ende ist. – Auch ich war jung und Soldat: Ich weiß, es gibt Dinge, in die man sich nicht hineinmischen darf. Leben Sie wohl!«

Der Aermste! Er freut sich, daß er keine Töchter hat! ...

Ich begab mich sofort zu Werner, den ich auch zu Hause fand. Ich erzählte ihm Alles – mein Verhältniß zu Wera und Mary, das Gespräch, welches ich belauscht, und aus welchem ich den Plan dieser Herren erfahren – dahingehend, mich zu mystificiren, indem sie mich mit einer ungeladenen Waffe schießen lassen wollten. Aber jetzt, schloß ich, handelt es sich nicht mehr um einen Scherz; einer solchen Lösung haben sie sich wahrscheinlich nicht versehen.

Der Doctor willigte ein, mein Zeuge zu sein. Ich gab ihm einige Aufklärungen bezüglich des Duells; ich empfahl ihm, dafür zu sorgen, daß Alles mit möglichster Verschwiegenheit vor sich gehe; denn wenn ich auch bereit sei, jeden Augenblick mein Leben aufs Spiel zu setzen, so wolle ich doch keineswegs meine Zukunft in diesem Leben für immer vernichten. Darauf begab ich mich nach Hause. Eine Stunde später kehrte er von seiner Expedition zurück.

»Es hat sich ganz richtig ein Complot gegen Sie gebildet,« sagte er, »ich fand bei Gruschnitzki den Dragonerhauptmann und noch einen andern Herrn, dessen Name mir entfallen ist.« Ich hielt mich einen Augenblick im Vorzimmer auf, um meine Galoschen auszuziehen. Sie waren in einem heftigen Streit.

»Um keinen Preis gehe ich darauf ein!« sagte Gruschnitzki. »Er hat mich öffentlich beleidigt; bisher war es etwas ganz Anderes.«

»Was geht dich die Sache an?« antwortete der Hauptmann. »Ich nehme Alles auf mich. Ich war schon bei fünf Duells Secundant und weiß, wie's gemacht wird. Ich habe mir die ganze Sache zurecht gelegt. Aber ich bitte dich, mische dich nicht hinein. Es kann nicht schaden, wenn er

ein wenig erschreckt wird. Aber warum sich der Gefahr aussetzen, wenn es vermieden werden kann.«

»In diesem Augenblick trat ich ein. Sie verstummten sofort. Unsere Verabredungen zogen sich ziemlich in die Länge. Endlich haben wir uns in folgender Weise geeinigt. Fünf Werst von hier ist eine tiefe Schlucht; dorthin werden sie sich morgen früh vier Uhr begeben und wir folgen eine halbe Stunde später. Die Distance ist sechs Schritt – so hat es Gruschnitzki selbst verlangt. Der Gefallene kommt auf Rechnung der Tscherkessen. Und nun hören Sie, was für einen Verdacht ich habe: Sie – das heißt die Secundanten Ihres Gegners – müssen ihren früheren Plan ein wenig geändert haben und wollen nur Gruschnitzki's Pistole laden. Das sieht ein wenig aus wie Mord; aber in Kriegszeiten und vor allem in einem asiatischen Kriege ist die List erlaubt. Indeß scheint mir Gruschnitzki ehrenhafter zu sein als seine Kameraden. Was meinen Sie? Sollen wir ihnen zeigen, daß wir Alles wissen?«

»Nein, Doctor, um keinen Preis! Beruhigen Sie sich nur; sie sollen mich nicht zum Narren haben.«

»Aber was gedenken Sie denn zu thun?«

»Das ist mein Geheimniß.«

»Seien Sie auf Ihrer Hut! Die Sache ist ernst! Bedenken Sie, sechs Schritt!«

»Doctor, ich erwarte Sie morgen früh vier Uhr; die Pferde werden bereit sein. Leben Sie wohl!«

Ich blieb bis zum Abend in mein Zimmer eingeschlossen. Ein Diener kam und brachte mir eine Einladung von der Fürstin. Ich ließ sagen, ich sei krank. -----

Zwei Uhr Nachts ... Es ist mir nicht möglich, zu schlafen, und doch wäre es nöthig, mich ein wenig auszuruhen, damit meine Hand nicht zittert. Uebrigens ist es schwer, auf sechs Schritt seinen Mann zu verfehlen. Ah, Herr Gruschnitzki, Ihre Mystification wird Ihnen nicht gelingen ... Wir werden die Rollen vertauschen: Jetzt werde ich auf Ihrem blassen Gesicht geheimen Schrecken lesen. Warum sind Sie denn auch so versessen auf diese sechs Schritt? Glauben Sie denn, ich würde meine Stirn nur so höflichst Ihrer Kugel präsentiren? Nein, wir werden loosen ... und dann ... dann ... Wie, wenn ihm der Zufall hold wäre? Wenn

mein Glücksstern mich endlich verließ? ... Und in der That, er hat so lange blindlings meine Launen begünstigt ...

Wie, sterben! So sterben! Die Welt wird keinen großen Verlust an mir erleiden, und ich selbst bin des Lebens überdrüssig. Ich gleiche einem Menschen, der auf dem Balle gähnt, und der nur darum noch nicht fortgeht, weil sein Wagen noch nicht da ist. Aber mein Wagen steht bereit ... Gute Nacht!

Ich lasse die ganze Vergangenheit an meinem Geiste vorüberziehen, und da frage ich mich unwillkürlich: Warum hast du gelebt? Zu welchem Zweck bist du geboren? ... Und doch war ein Zweck vorhanden, und doch war ich vielleicht zu etwas Hohem und Edlem bestimmt; denn ich fühle in mir eine außerordentliche Kraft ... Aber ich habe diese Bestimmung nicht begriffen, ich habe mich blenden lassen durch schlechte und eitle Leidenschaften; aus ihrem Schmelzofen bin ich hart und kalt wie Eisen hervorgegangen. Aber auf immer habe ich die Flamme edler Bestrebungen, – die schönste Blume des Lebens, – verloren. Und wie oft habe ich seitdem nicht schon die Rolle des Beils in der Hand des Schicksals gespielt! Ein Werkzeug der Züchtigung, bin ich auf die Häupter unschuldiger Opfer gefallen – oft ohne Zorn, immer ohne Mitleid ... Meine Liebe hat Niemandem Glück gebracht, weil ich denen, die ich liebte, nie etwas opferte Ich liebte nur für mich selbst, zu meiner persönlichen Genugthuung; ich suchte nur ein seltsames Bedürfniß meines Herzens zu befriedigen; gierig verschlang ich ihre Empfindungen, ihre Zärtlichkeiten, ihre Freuden und Leiden – und niemals konnte ich mich sättigen. So sieht der Unglückliche, der vom Hunger erschöpft einschläft, im Traume die schmackhaftesten Gerichte und die auserlesensten Weine vor sich stehen; er labt sich entzückt an diesen eingebildeten Geschenken seiner Phantasie, und er fühlt sich erquickt. Aber sobald er erwacht, zerfließt das Traumbild in nichts. Sein Hunger hat sich verdoppelt, seine Verzweiflung ist größer denn je!

Vielleicht ist dies mein letzter Tag!.. und kein Wesen wird auf der Erde zurückbleiben, das mich vollkommen verstanden hätte. Die Einen halten mich für schlechter, die Andern für besser als ich in Wirklichkeit bin ... Die Einen werden sagen: Er war ein guter Junge; die Andern: Er war ein nichtswürdiges Subject. Beide sind gleich weit von der Wahrheit entfernt. Das Leben ist es nicht werth, daß man sich seinetwegen so viel

Mühe gibt. Und doch bleibt man am Leben – aus Neugier, in Erwartung irgend etwas Neuem ... Das ist lächerlich und traurig zugleich!

Schon sechs Wochen befinde ich mich im Fort N. Maxim Maximitsch ist auf der Jagd ... Ich bin allein; ich sitze am Fenster. Graue Wolken bedecken Berge und Höhen; und die Sonne erscheint durch den Nebel wie ein gelber Fleck. Es ist kalt; der Wind pfeift und schüttelt die Fensterläden ... Welch eine Langeweile! ... Ich werde mein Tagebuch fortsetzen, das durch so außerordentliche Ereignisse unterbrochen wurde.

Ich habe die letzte Seite wieder überlesen: Lächerlich! – Ich glaubte zu sterben; das war unmöglich; ich habe das Maß meiner Leiden noch nicht erschöpft, und jetzt fühle ich, daß ich noch lange zu leben habe.

Meine ganze Vergangenheit schwebt klar und leibhaftig an meinem Geiste vorüber. Nicht einen Zug, nicht eine Schattirung hat die Zeit verwischt!

Ich erinnere mich, daß ich in der Nacht, die dem Duell vorausging, nicht eine Minute schlafen konnte. Auch zu schreiben vermochte ich nicht lange; eine geheime Unruhe hatte sich meines ganzen Wesens bemächtigt.

Etwa eine Stunde schritt ich im Zimmer auf und ab; dann setzte ich mich wieder und schlug einen Roman von Walter Scott auf, der auf meinem Tische lag; es waren die Puritaner von Schottland. Anfangs machte mir das Lesen große Mühe; dann vergaß ich mich, hingerissen von dem Zauber dieser Erzählung.

Endlich begann der Tag anzubrechen. Meine Nerven hatten sich beruhigt. Ich blickte in den Spiegel; eine matte Blässe bedeckte mein Gesicht, das die Spuren einer schlaflosen Nacht trug; aber meine Augen, obgleich etwas trübe, hatten noch einen Ausdruck unbeugsamen Stolzes. Ich war mit mir zufrieden.

Als ich die Pferde hatte satteln lassen, kleidete ich mich an und eilte nach der Quelle. Als ich dort in das frische Wasser tauchte, fühlte ich, wie meine physischen und moralischen Kräfte zurückkehrten. Frisch und entschlossen, als ginge es zum Balle, verließ ich die Badewanne. Und da sage einer noch, der Geist sei unabhängig vom Körper! ...

Bei meiner Rückkehr fand ich den Doctor in meiner Wohnung. Er trug eine graue Reithose, eine Art Seidenjaquet und eine Tscherkessenmütze. Ich mußte laut auflachen, als ich diese kleine Gestalt

mit einer so ungeheuren kriegerischen Mütze bedeckt sah. Sein Gesicht hat wirklich gar nichts Martialisches, und bei dieser Ausstaffirung erschien es noch länger als gewöhnlich.

»Aber warum, Doctor, diese trübselige Miene?« sagte ich zu ihm. »Haben Sie nicht hundertmal Menschen mit der größten Gleichgiltigkeit in die andere Welt befördert? Bilden Sie sich ein, ich litte an einem Gallenfieber; ich kann wieder gesund werden; ich kann auch das Zeitliche segnen; das Eine wie das Andere liegt in der Natur der Dinge. Versuchen Sie, mich als einen Patienten zu betrachten, dessen eigentliche Krankheit Sie noch nicht kennen, – und dann wird im höchsten Grade Ihre Neugier erregt werden; Sie haben jetzt Gelegenheit, an mir einige sehr wichtige physiologische Beobachtungen zu machen ... Oder ist die Erwartung eines gewaltsamen Todes nicht eine wirkliche Krankheit?«

Dieser Gedanke frappirte den Doctor, und er wurde wieder heiter.

Wir stiegen zu Pferde. Werner klammerte sich mit beiden Händen an den Zügel, und wir brachen auf.

Im Augenblick hatten wir das Fort und das Dorf hinter uns und eilten dem Thalgrund zu, durch welchen sich ein Weg zieht, der zum Theil mit hohem Grase bedeckt ist und jeden Augenblick von rauschenden Waldbächen durchschnitten wird, durch welche wir hindurchwaten mußten – zur großen Verzweiflung des Doctors, dessen Pferd hartnäckig mitten im Wasser stehen bleiben wollte.

Ich erinnere mich nicht, jemals einen frischeren, schöneren Morgen erlebt zu haben! Die Sonne begann hinter den grünen Wipfeln der Bäume hervorzukommen, und die schmeichelnde Wärme ihrer ersten Strahlen, welche die Frische der kaum verscheuchten nächtlichen Schatten bekämpften, brachte mich in eine süß-melancholische Stimmung. In die Thalschlucht war das Morgenlicht des jungen Tages noch nicht eingedrungen; es vergoldete erst die Spitzen der Felsen, die zu beiden Seiten über unsern Häuptionen hingen. Die langen Zweige der Gebüsche, welche die Vertiefungen dieser Felsen bedeckten, bewegten sich bei dem geringsten Windhauche und überschütteten uns mit einem silbernen Regen. In diesem Augenblicke fühlte ich lebhafter als irgend jemals, daß ich die Natur liebte. Mit welchem Vergnügen betrachtete ich die Thautropfen, welche an den breiten Rebenblättern hingen und Millionen regenbogenfarbige Strahlen zurückwarfen! Mit welchem Interesse suchte mein Blick in das nebelbedeckte Thal einzudringen! Da

wird der Weg immer schmaler; die Felsen werden immer finsterer und furchtbarer, bis sie endlich in einander überzugehen scheinen, um eine undurchdringliche Mauer zu bilden. Schweigend ritten wir unseres Weges.

»Haben Sie Ihr Testament gemacht?« fragte mich Werner plötzlich.

»Nein.«

»Und wenn Sie fallen?«

»Die Erben werden sich schon von selbst einfinden.«

»Haben Sie denn keinen Freund, an den Sie ein Abschiedswort richten möchten?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Gibt es keine Frau auf Erden, der Sie irgend ein Andenken zurücklassen möchten?«

»Wollen Sie, Doctor, daß ich Ihnen das Innerste meiner Seele erschließe? ... Sehen Sie, ich bin über das Alter hinaus, wo man sterbend den Namen seiner Geliebten ausspricht, und wo man einem Freunde eine pomadisirte oder auch nicht pomadisirte Haarlocke vermachet. Angesichts eines nahen und möglichen Todes denke ich nur an mich selbst. Wie manche thun auch das nicht! – Und an wen sollte ich denken? An Freunde, die mich morgen vergessen, oder die, was noch schlimmer ist, Gott weiß welche Albernheiten auf meine Rechnung setzen werden; an Frauen, die in den Armen eines Andern sich über mich lustig machen werden, um ihnen keinen Grund zur Eifersucht zu geben ... Nun, fort mit ihnen! Nein, aus dem Sturm des Lebens rette ich nur einige Ideen – aber kein einziges Gefühl. Schon längst ist mein Herz abgestorben; nur der Kopf lebt noch. Ich prüfe, ich untersuche alle meine Leidenschaften und Handlungen mit großer Neugier, aber ohne Interesse. Zwei Wesen leben in meiner Brust; das eine lebt im vollen Sinne des Wortes; das andere beobachtet und richtet das erste; dieses wird Ihnen und dieser Welt vielleicht in einer Stunde auf immer Lebewohl sagen ... und das zweite ... das zweite ... Sehen Sie, Doctor ... erblicken Sie da unten auf dem Felsen, da rechts, nicht drei Gestalten? Das scheinen unsere Gegner zu sein ...«

Wir spornten unsere Pferde zu größerer Eile an.

Am Fuße des Felsens, mitten im Gesträuch, standen drei Pferde angebunden. Wir banden die unsern an derselben Stelle fest und gelangten auf einem schmalen Pfade nach einer Plattform, wo uns Gruschnitzki mit seinem Secundanten, dem Dragonerhauptmann und

einem gewissen Iwan Ignajewitsch erwartete; den Namen des Letzteren hatte ich nie gehört.

»Wir erwarten Sie schon lange,« sagte der Dragonerhauptmann mit ironischem Lächeln.

Ich zog meine Uhr aus der Tasche und zeigte sie ihm.

Er entschuldigte sich, indem er behauptete, die seine ginge vor.

Einige Minuten verstrichen unter peinlichem Schweigen. Endlich brach es der Doctor, indem er sich an Gruschnitzki wandte.

»Mir scheint, meine Herren,« sagte er, »daß, nachdem Sie Beide sich bereit gezeigt, sich zu schlagen und den Forderungen der Ehre zu genügen, Sie sich erklären und diesen Streit in freundschaftlicher Weise beenden könnten.«

»Ich bin dazu bereit,« sagte ich.

Der Hauptmann gab Gruschnitzki ein Zeichen, und dieser, in der Meinung, ich habe Angst, nahm eine stolze Miene an, obgleich bisher eine außerordentliche Blässe sein Gesicht bedeckt hatte. Zum ersten Mal seit unserer Ankunft richtete er seine Augen auf mich; aber in seinem Blicke lag etwas Unruhiges, das seine innere Aufregung verrieth.

»Sagen Sie uns Ihre Bedingungen,« sprach er; »und seien Sie überzeugt, daß Alles, was ich thun kann ...«

»Meine Bedingungen sind diese: Sie nehmen heut' öffentlich Ihre verleumderischen Worte zurück und bitten mich um Verzeihung ...«

»Mein geehrter Herr, ich bin erstaunt, daß Sie mir solche Dinge vorzuschlagen wagen.«

»Und was könnte ich Ihnen denn sonst vorschlagen?«

»Gut, dann schießen wir uns.«

Ich zog die Schultern in die Höhe:

»Meinetwegen; nur bedenken Sie, daß Einer von uns unfehlbar fallen muß.«

»Ich wünsche, daß Sie es sind.«

»Und ich bin vom Gegentheil überzeugt.«

Er wurde unruhig, erröthete, und begann dann gezwungen zu lachen.

Der Hauptmann nahm ihn unter den Arm und führte ihn bei Seite. Lange flüsterten sie mit einander.

Ich war in ziemlich friedlicher Gemüthsstimmung hergekommen, aber ein solches Benehmen fing an mich zu ärgern.

Der Doctor trat auf mich zu.

»Hören Sie,« sagte er mit sichtlicher Unruhe: »Sie haben wahrscheinlich vergessen, was sie unter sich verabredet haben ... Ich kann keine Pistole laden, aber in diesem Fall ... Welch ein seltsamer Mensch Sie sind! Sagen Sie ihnen, daß Sie von ihrem Plane unterrichtet sind, und sie werden's nicht wagen ... Warum so hartnäckig! Sie werden Sie todschlagen wie einen Spatz ...«

»Seien Sie unbesorgt, Doctor; warten Sie's ab. Ich werde Alles so einrichten, daß ihnen kein Vortheil bleibt. Kehren Sie sich nicht an ihr Geflüster.«

»Meine Herren,« sagte ich laut zu ihnen, »das fängt an mich zu langweilen. Schlägt man sich, so schlägt man sich; Sie haben gestern Zeit genug gehabt, sich zu verabreden.«

»Wir sind bereit,« antwortete der Hauptmann. »Nehmen Sie Ihre Plätze ein, meine Herren! Doctor, wollen Sie gefälligst sechs Schritt abmessen?«

»Stellen Sie sich auf,« wiederholte Iwan Ignatjewitsch mit kreischender Stimme.

»Erlauben Sie,« sagte ich. »Noch eine Bedingung. Da wir uns auf Leben und Tod schlagen, müssen wir alle möglichen Vorsichtsmaßregeln treffen, damit die Sache geheim bleibe und die Secundanten später nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?«

»Vollkommen.«

»Ich habe daher folgenden Plan. Sehen Sie oben auf der Spitze dieses überhängenden Felsens, da rechts, die schmale Plattform? Er hat eine Höhe von mindestens zweihundert Fuß, und unten sind spitze Steine. Wir stellen uns Beide an dem Rande dieses Felsens auf; auf diese Weise wird die geringste Wunde tödtliche Folgen haben. Ich glaube, dieser Vorschlag wird mit Ihren Absichten übereinstimmen, da Sie ja selbst sechs Fuß Distance wählten. Wer von uns beiden verwundet wird, fällt unfehlbar in den Abgrund hinunter und wird an den Felsenzacken zerschmettert werden. Der Doctor zieht ihm die Kugel heraus, und so wird man seinen Tod einem unglücklichen Falle zuschreiben. Wir werden darum loosen, wer den ersten Schuß hat. Ich erkläre Ihnen, daß ich mich nur unter dieser Bedingung schlage.«

»Meinetwegen,« sagte der Hauptmann, und sah Gruschnitzki, der durch ein Nicken seine Zustimmung zu erkennen gab, bedeutsam an.

Mein Gegner wechselte jeden Augenblick die Farbe. Ich hatte ihn in eine sehr schwierige Lage gebracht. Wenn er sich mit mir nach den gewöhnlichen Duellregeln schlug, konnte er mir nach den Beinen zielen, mich leicht verwunden, und auf diese Weise seinen Groll befriedigen, ohne zu sehr sein Gewissen zu beladen. Aber jetzt mußte er entweder in die Luft schießen oder einen Mord begehen; oder auch endlich dem Complot mit dem Hauptmann entsagen, und sich derselben Gefahr aussetzen wie mich. In diesem Augenblicke hätte ich nicht an seiner Stelle sein mögen. Er führte den Hauptmann bei Seite und sagte ihm mit großer Heftigkeit einige Worte; ich sah, wie seine blau gewordenen Lippen zitterten; aber der Hauptmann wandte sich mit verächtlichem Lächeln von ihm ab.

»Du bist ein Narr,« sagte er ziemlich laut zu Gruschnitzki, »und du begreifst nichts! ... Wohlan, meine Herren, begeben wir uns an Ort und Stelle.«

Ein schmaler Pfad führte durch zerklüftetes Gestein nach der Felsenplatte. Einzelne Felsstücke bildeten die unsicheren Stufen dieser natürlichen Treppe. Wir mußten uns beim Hinaufklettern an dem Gesträuch festhalten. Gruschnitzki ging voraus, dann kamen seine Zeugen; hinter diesen der Doctor und ich.

»Sie setzen mich in Erstaunen,« sprach der Doctor und drückte mir fest die Hand. »Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen! ... O, o, ein wenig fieberhaft ... aber auf dem Gesicht ist nichts zu bemerken ... nur Ihre Augen glänzen heller als gewöhnlich.«

Plötzlich rollten kleine Steine unter unsere Füße.

Was war das? Gruschnitzki hatte gestrauchelt; der Zweig, an dem er sich fest gehalten, war gebrochen, und wenn seine Secundanten ihn nicht gehalten, wäre er auf dem Rücken hinuntergerutscht.

»Sehen Sie sich vor,« rief ich ihm zu. »Fallen Sie nicht zu früh; das ist ein schlimmes Vorzeichen. Denken Sie an Julius Cäsar!«

Da waren wir endlich auf der Felsenplatte angekommen. Sie war mit einem feinen Sande bedeckt, als hätte die Natur alle Anordnungen zu einem Duell getroffen. Rings um uns her drängten sich die Gipfel der Berge, welche sich in dem goldenen Morgennebel verloren, wie eine unzählige Heerde. Im Süden erhob der Elbrus seine weißen Häupter und

schloß die Kette eisbedeckter Berggipfel, zwischen denen flockige, aus dem Osten kommende Wolken hin- und herwogten.

Ich trat an den Rand der Felsenplatte und blickte in die Tiefe hinunter: Fast hätte mich der Schwindel erfaßt. Dort unten im Abgrunde schien es finster und kalt wie im Grabe. Das spitzige Gestein, welches Zeit und Stürme dort aufgehäuft, schien seine Beute zu erwarten.

Die Felsenplatte, auf welcher wir uns schlagen wollten, bildete beinah ein regelmäßiges Dreieck. An dem äußern Winkel maßen wir sechs Schritte ab und wir kamen überein, daß derjenige, der sich zuerst dem Feuer seines Gegners aussetzen müsse, sich, den Rücken dem Abgrunde zugewendet, in diesen Winkel stelle. Wenn er nicht getödtet werde, solle er mit seinem Gegner den Platz wechseln.

Ich hatte mir vorgenommen, Gruschnitzki alle Vorthelle zu lassen. Ich wollte ihn auf die Probe stellen. Vielleicht befand sich in seinem Herzen noch ein edler Funke – und dann würde sich Alles glücklich gelöst haben. Aber seine Eigenliebe und seine Charakterschwäche trugen den Sieg davon ... Ich wollte mir das volle Recht erwerben, ihn nicht zu schonen, wenn der Zufall mich begünstigen sollte. Wer hätte nicht schon in solcher Weise mit seinem Gewissen verhandelt?

»Werfen Sie das Loos, Doctor,« sagte der Hauptmann.

Der Doctor nahm aus seiner Tasche eine Silbermünze und warf sie empor.

»Rückseite!« schrie Gruschnitzki rasch, wie Jemand, der durch einen heftigen Stoß plötzlich wieder zum Bewußtsein gebracht wird.

»Bild!« sagte ich.

Das Geldstück rollte umher und fiel dann tönend hin. Wir Alle eilten darauf zu.

»Das Glück bevorzugt Sie,« sagte ich zu Gruschnitzki. »Sie schießen zuerst! Aber bedenken Sie wohl: Wenn Sie mich nicht tödten, ich werde Sie nicht fehlen – darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.«

Er erröthete. Er schämte sich, einen wehrlosen Menschen zu ermorden. Ich sah ihn fest an. Einen Augenblick schien es mir, als wollte er sich mir zu Füßen werfen und mich um Vergebung bitten. Aber wie sollte er einen so feigen Plan eingestehen? ... Es blieb ihm nur noch ein Mittel übrig – in die Luft zu schießen! Ich war überzeugt, daß er wirklich in die Luft schießen wollte! Nur Eines konnte ihn davon abhalten: der Gedanke, daß ich eine Erneuerung des Kampfes fordern würde.

»Es ist Zeit,« murmelte mir der Doctor zu, indem er mich am Arme zog. »Wenn Sie jetzt nicht sagen, daß wir Ihren Plan kennen, ist Alles verloren. Sehen Sie, da wird schon geladen ... Wenn Sie nichts sagen, so werde ich ...«

»Um keinen Preis, Doctor!« sagte ich, ihn am Arm zurückhaltend. »Sie würden Alles verderben, und Sie haben mir versprochen, sich nicht einzumischen ... Wer weiß ... vielleicht will ich mich tödten lassen.«

Er sah mich erstaunt an.

»Ah, das ist etwas Anderes! ... Nur machen Sie mir in jener Welt keine Vorwürfe ...«

Der Hauptmann hatte inzwischen seine Pistolen geladen. Die eine gab er Gruschnitzki, indem er ihm lächelnd etwas zuflüsterte; die andere reichte er mir. Ich stellte mich am Rande der Felsenplatte auf, stützte mich kräftig mit dem einen Knie gegen einen Stein und neigte den Körper etwas vor, um, wenn ich nur leicht verwundet werden sollte, nicht hinten überzufallen.

Gruschnitzki stellte sich mir gegenüber auf und erhob auf das gegebene Zeichen seine Pistole. Seine Knie bebten. Er zielte mir gerade nach der Stirn ... Eine unaussprechliche Wuth kochte in meiner Brust. Plötzlich senkte er seine Waffe. Er war weiß wie Schnee und wandte sich seinem Secundanten zu.

»Ich kann nicht,« sagte er mit dumpfer Stimme.

»Memme!« antwortete der Hauptmann.

Der Schuß fiel. Die Kugel streifte mir das Knie. Ich that unwillkürlich einige Schritt nach vorn, um mich so schnell wie möglich vom Rande des Abgrundes zu entfernen.

»Schade, Freund Gruschnitzki, daß du vorbeigeschossen!« sagte der Hauptmann. »Jetzt ist an dir die Reihe, dich dort aufzustellen! Umarme mich erst, denn wir werden uns nicht wiedersehen!«

Sie umarmten sich; der Hauptmann konnte sich kaum enthalten in Lachen auszubrechen.

»Fürchte dich nicht,« setzte er, Gruschnitzki mit einem schlaun Blicke ansehend, hinzu. »Es ist Alles dummes Zeug in dieser Welt ... Die Natur ist eine Närrin, das Schicksal eine Truthenne, und das Leben eine Kopeke!«¹¹

¹¹ Eine sprichwörtliche Redensart. Eine Variante des Salomonischen Spruches: »Alles ist eitel.«

Nach dieser philosophischen Sentenz, die er mit affectirter Ernsthaftigkeit gesprochen, stellte er sich wieder auf seinen Platz. Iwan Ignatjewitsch umarmte Gruschnitzki ebenfalls, und zwar mit Thränen in den Augen, – und da stand er mir nun allein gegenüber.

Bis zu diesem Moment suche ich mir noch von den Gefühlen Rechenschaft zu geben, welche in diesem Augenblick meine Brust bewegten: Es war das Gefühl verletzter Eigenliebe, Verachtung und Zorn, welche in mir entstanden bei dem Gedanken, daß dieser Mensch, der mich jetzt so zuversichtlich, so unverschämt ruhig ansah, mich zwei Minuten vorher wie einen Hund hatte niederschließen wollen, ohne sich selbst der geringsten Gefahr auszusetzen, – denn hätte die Kugel mich etwas stärker am Fuße verwundet, so wäre ich unfehlbar in den Abgrund hinuntergestürzt.

Einige Augenblicke sah ich ihm fest ins Gesicht, um in seinen Zügen irgend eine Spur von Reue zu entdecken. Aber es schien mir, als ob er ein Lächeln unterdrückte.

»Ich rathe Ihnen, vor Ihrem Tode zu Gott zu beten,« sagte ich dann zu ihm.

»Sie brauchen sich wegen meiner Seele nicht mehr zu beunruhigen, als wegen Ihrer eigenen. Ich bitte Sie nur um eins: schießen Sie recht bald.«

»Und Sie nehmen Ihre Verleumdung nicht zurück? Sie bitten mich nicht um Verzeihung? ... Bedenken Sie's wohl ... Hat Ihr Gewissen Ihnen nichts vorzuwerfen?«

»Herr Petschorin,« rief der Dragonerhauptmann, »erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie nicht hier sind, um eine Predigt zu halten ... Machen wir der Sache ein Ende! Es könnte Jemand durch die Schlucht kommen und uns sehen.«

»Schön. Doctor, kommen Sie mal her.«

Der Doctor näherte sich mir. Der arme Doctor! Er war viel blasser als Gruschnitzki vor zehn Minuten gewesen.

Die folgenden Worte sprach ich mit lauter, ernster, feierlicher Stimme, wie wenn ich ein Todesurtheil verkündet hätte. Ich sagte:

»Diese Herren haben wahrscheinlich in der Eile vergessen, eine Kugel in meine Pistole zu thun. Ich bitte Sie, noch einmal zu laden – und das ordentlich!«

»Unmöglich,« rief der Hauptmann, »unmöglich! Ich habe beide Pistolen geladen. Vielleicht ist die Kugel aus der Ihrigen herausgefallen ... das ist nicht meine Schuld! ... Aber Sie haben nicht das Recht, noch einmal zu laden ... nicht das geringste Recht ... Das ist vollständig gegen alle Duellregeln; ich gebe es nicht zu ...«

»Gut,« sagte ich zu dem Hauptmann. »Wenn es sich so verhält, werden wir uns unter denselben Bedingungen duellieren.«

Er wurde verblüfft. Gruschnitzki stand da vor mir mit finsterem Gesicht und gesenktem Kopfe.

»Laß sie nur!« sagte er endlich zu dem Hauptmann, der dem Doctor meine Pistole aus den Händen reißen wollte. »Du weißt ja selbst, daß sie Recht haben.«

Umsonst gab ihm der Hauptmann alle möglichen Zeichen; Gruschnitzki wollte sie gar nicht bemerken. Inzwischen hatte der Doctor meine Pistole geladen und reichte sie mir.

Als der Hauptmann das sah, spuckte er aus und stampfte mit dem Fuße.

»Ein Narr bist du!« sagte er; »ein vollendeter Narr! ... Da du dich mir anvertraut hattest, mußt du in allem auf mich hören ... Nun ist's deine Sache! Laß dich nur wie eine Fliege umbringen ...«

Mit diesen Worten wandte er sich um und trat zurück, murmelte jedoch noch zwischen den Zähnen:

»Und doch ist es gegen alle Duellregeln.«

»Gruschnitzki,« sagte ich; »noch ist es Zeit. Nimm deine Verleumdung zurück, und ich verzeihe dir Alles. Es ist dir nicht geglückt, mich zum Besten zu haben, damit ist meine Eigenliebe befriedigt. Bedenke, wir waren einst Freunde ...«

Sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten.

»Schießen Sie!« antwortete er. »Mich verachte und Sie hasse ich. Wenn Sie mich nicht umbringen, so drehe ich Ihnen bei der ersten Gelegenheit den Hals um. Für uns beide ist kein Platz mehr auf der Welt ...«

Ich schoß ...

Als der Dampf sich verzogen hatte, war der Platz, wo Gruschnitzki gestanden, leer, nur eine leichte Staubwolke schwebte noch an dem Rande des Abgrundes.

Wir stießen Alle einen Schrei aus.

»*Finita la commedia*,« sagte ich zu dem Doctor.

Er antwortete mir nicht und wandte sich schauernd von mir ab.

Ich zuckte die Achseln und verabschiedete mich mit einer Verbeugung von den Secundanten meines Gegners.

Als ich den schmalen Pfad wieder hinunterstieg, gewahrte ich zwischen den Felsenspalten Gruschnitzki's blutige Leiche. Unwillkürlich schloß ich die Augen ...

Ich machte mein Pferd los und ritt im Schritt nach Hause zurück. Mir war, als läge ein Stein auf meinem Herzen. Die Sonne erschien mir trübe, und ihre Strahlen erwärmten mich nicht.

Um nicht durch das Dorf reiten zu müssen, schlug ich die Richtung rechts nach der Schlucht ein. Es war mir unmöglich, ein menschliches Wesen zu sehen; ich wollte und mußte allein sein ...

Dem Pferde die Zügel lassend, ritt ich lange gesenkten Kopfes umher, bis ich mich endlich an einer Stelle befand, die mir völlig unbekannt war. Da wandte ich das Pferd um und suchte wieder die Straße zu gewinnen. Die Sonne war schon untergegangen, als ich, ebenso erschöpft wie mein Pferd, Kislowodsk erreichte.

Mein Diener sagte mir, daß Werner dagewesen und zwei Briefe zurückgelassen habe.

Der eine war von ihm – der andere von Wera.

Ich öffnete den ersteren; er hatte folgenden Inhalt:

»Alles ist in der besten Weise geordnet. Die Leiche, welche vollständig entstellt war, ist gebracht worden; und ich habe die Kugel aus der Brust gezogen. Alle sind überzeugt, sein Tod sei einem unglücklichen Zufall zuzuschreiben. Nur der Commandant, der vielleicht von Ihrem Streit gehört hat, schüttelte den Kopf, sagte jedoch nichts. Beweise gegen Sie liegen nicht vor, und Sie mögen ruhig schlafen – wenn Sie's können ... Leben Sie wohl!«

Lange Zeit konnte ich mich nicht dazu entschließen, den zweiten Brief zu öffnen ... Was mochte sie mir zu schreiben haben? ... Eine beklemmende Ahnung bedrückte mir das Herz.

Hier ist er, dieser Brief – jedes Wort wird mir unauslöschlich in der Erinnerung bleiben.

»Ich schreibe dir in der festen Ueberzeugung, daß wir uns niemals wiedersehen werden. Als wir uns vor einigen Jahren trennten, glaubte ich dasselbe. Aber es hat dem Himmel gefallen, mich noch einmal zu

prüfen, und ich habe diese neue Prüfung nicht bestanden; mein schwaches Herz gab abermals dieser bekannten Stimme nach ... Du wirst mich darum nicht verachten – nicht wahr?

Dieser Brief ist zugleich ein Abschied und ein Bekenntniß. Ich muß dir Alles sagen, was sich in meinem Herzen ereignet hat, seitdem es dich liebt ...

Ich will dich nicht anklagen – du hast gegen mich gehandelt, wie jeder andere Mann an deiner Stelle gegen mich gehandelt haben würde: du liebtest mich wie dein Eigenthum, als eine Quelle von Vergnügungen, Unruhen und Sorgen, die sich einander ablösten, und ohne welche das Leben zu langweilig und einförmig sein würde. Ich begriff das gleich anfangs ... Aber du warst unglücklich, und ich opferte mich dir in der Hoffnung, es werde eine Zeit kommen, wo du mein Opfer anerkennen, wo du meine unendliche Zärtlichkeit, die ich dir ohne irgend eine Bedingung gewährte, begreifen würdest.

Jahre sind seitdem verflossen; ich bin in alle Geheimnisse deiner Seele eingedrungen, – und da habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich mich einer trügerischen Hoffnung hingegeben hatte. O, das war bitter für mich! Aber meine Liebe war in das Innerste meiner Seele gedrungen; sie konnte leiden aber nicht erlöschen.

Wir scheiden für immer. Aber sei überzeugt, daß ich niemals einen Andern lieben werde. Mein Herz hat für dich alle seine Schätze, alle seine Thränen und Hoffnungen erschöpft. Die Frau, welche dich einmal geliebt hat, kann nicht ohne eine gewisse Verachtung die andern Männer betrachten; nicht als ob du besser wärst als sie, – o nein! – aber es liegt in deinem Wesen etwas, das nur dir eigenthümlich ist – das dir ganz allein gehört: etwas Stolzes und Geheimnißvolles. Was du auch sagst, in deiner Stimme liegt immer eine unwiderstehliche Macht; Niemand versteht es so wie du, sich immer Liebe zu erzwingen; Niemand vermag in solchem Grade das Böse verführerisch zu machen; keines Menschen Blick verheißt eine solche Seligkeit; Niemand kann besser seine Vorzüge geltend machen, Niemand endlich versteht so wahrhaft unglücklich zu sein wie du, weil Niemand sich eine solche Mühe gibt, sich vom Gegentheil zu überzeugen.

Ich muß dir jetzt den Grund meiner schnellen Abreise angeben. Er wird dir wenig wichtig erscheinen, weil es sich nur um mich handelt.

Heute morgen kam mein Mann zu mir und erzählte mir von deinem Streite mit Gruschnitzki. Offenbar hat sich bei seinen Worten meine Aufregung auf meinem Gesicht verrathen, denn er blickte mir lange und durchdringend in die Augen. Ich wäre beinah in Ohnmacht gefallen bei dem Gedanken, daß du dich heut' duellirst und daß ich die Veranlassung bin; ich glaubte, ich würde wahnsinnig ... Aber jetzt, nachdem ich ruhiger habe nachdenken können, bin ich überzeugt, daß dein Leben keine Gefahr läuft; denn es ist unmöglich, daß du ohne mich stirbst – unmöglich!

Lange schritt mein Mann im Zimmer auf und nieder. Ich weiß nicht, was er zu mir sagte; ich erinnere mich nicht, was ich ihm antwortete ... wahrscheinlich habe ich ihm gesagt, daß ich dich liebe ... Ich erinnere mich nur, daß er am Ende unseres Gespräches mir ein schreckliches Wort zuschleuderte und fortging. Ich hörte, wie er anzuspannen befahl ... Da sitze ich nun schon drei Stunden am Fenster und erwarte deine Rückkehr ... Aber du lebst, du kannst nicht sterben! ... Der Wagen wird sogleich zur Abfahrt bereit sein ... Leb' wohl, leb' wohl ... Ich bin verloren – aber was liegt daran! Wenn ich nur überzeugt sein könnte, daß du mich nie vergessen – ich sage nicht lieben wirst – nein! – mich nur nicht vergessen ... Leb' wohl; man kommt ... ich muß diesen Brief verstecken ...«

»Nicht wahr, du liebst Mary nicht, du wirst sie nicht heirathen? ... Ja, dieses Opfer mußst du mir bringen – mir, die ich um deinetwillen Alles hier auf Erden geopfert habe ...«

Wie ein Wahnsinniger stürzte ich vor das Haus, schwang mich auf mein Tscherkessenpferd, das der Diener noch auf dem Hofe umherführte und jagte wie rasend auf dem Wege nach Pjätigorsk dahin. Ohne Erbarmen drückte ich die Flanken meines erschöpften Pferdes, das mich schnaufend und schaubedeckt auf dem felsigen Wege dahintrug.

Die Sonne hatte sich hinter schwarzen Wolken versteckt, die sich über den Kämmen der westlichen Gebirge aufgehäuft hatten; in der Thalschlucht war es dunkel und feucht. Der Podkumok ließ in seinem Lauf über die Felsen ein dumpfes, eintöniges Gemurmel vernehmen. Fast vor Ungeduld erstickend, jagte ich dahin. Der Gedanke, sie in Pjätigorsk nicht mehr zu finden, wirkte auf mein Herz wie ein Hammerschlag. Sie nur eine Minute, nur eine einzige Minute wiederzusehn, ihr Lebewohl zu sagen, ihr die Hand zu drücken ... Ich betete, fluchte, weinte, lachte ... Nein, nichts vermag meine Verzweiflung auszudrücken! ... Bei dem

Gedanken an die Möglichkeit, sie auf ewig zu verlieren, war mir Wera theurer geworden als Alles auf der Welt, – theurer als mein Leben, meine Ehre, mein Glück! Gott allein weiß, welche absonderlichen, welche wahnsinnigen Gedanken in meinem Hirn entstanden ... und noch immer jagte ich dahin, noch immer spornte ich unbarmherzig mein Pferd an ... Endlich bemerkte ich, daß es nur noch schwer athmete, und schon war es zweimal auf ebener Stelle gestrauchelt ... Ich befand mich fünf Werst von Jessentukoff, einer Kosakenstation, wo ich mir ein anderes Pferd nehmen konnte.

Ich bin gerettet, wenn mein Pferd nur noch zehn Minuten Kraft behält! Aber plötzlich, als es sich am Ende eines Waldes aus einer Vertiefung herausarbeiten will, sinkt es zu Boden. Ich springe herunter, will es wieder aufheben, zerre am Zügel – vergebens! Kaum, daß ein schwaches Gestöhn durch das zusammengepreßte Gebiß hervordringt; nach einigen Minuten ist es verendet.

Ich befinde mich, meiner letzten Hoffnung beraubt, allein in der Steppe. Ich versuche, meinen Weg zu Fuß fortzusetzen – meine Beine schwanken. Erschöpft durch die Aufregungen des Tages und der schlaflosen Nacht sinke ich in das feuchte Gras und weine wie ein Kind ...

Lange lag ich da unbeweglich, schluchzte und weinte die bittersten Thränen; ich versuchte nicht, sie zurückzuhalten. Mir war, als wollte meine Brust zerspringen. Meine ganze Festigkeit, meine ganze Kaltblütigkeit war wie Rauch verschwunden. Mein Herz war kraftlos, mein Geist gelähmt, und wenn mich in diesem Augenblick Jemand gesehen hätte, er würde voll Verachtung die Blicke abgewandt haben.

Als der Nachtthau und die Bergluft meinen glühenden Kopf etwas gekühlt hatten, und ich meine Gedanken wieder sammeln konnte, da begriff ich, daß es Wahnsinn, unnützer Wahnsinn sei, das entfliehende Glück wieder erhaschen zu wollen. Was wollte ich denn noch? – Sie wiedersehen! – Warum? Ist nicht Alles zwischen uns aus? Ein bitterer Abschiedskuß wird meine Erinnerungen nicht bereichern, – aber unsere Trennung würde er nur noch schmerzlicher machen.

Das eine jedoch ist noch ein Trost für mich: daß ich noch weinen kann. Aber vielleicht liegt der Grund dieser Thränen in der Erschütterung meiner Nerven, in der schlaflosen Nacht, in den zwei Minuten, während welcher ich dem Lauf einer Pistole gegenüberstand, und in meinem nüchternen Magen.

Alles ist also gut gegangen. Diese neue Erregung bewirkte bei mir, um mich eines militärischen Ausdrucks zu bedienen, eine glückliche Diversion. Thränen erleichtern; und wenn ich nicht einen längeren Ritt gemacht und nicht genöthigt worden wäre, fünfzehn Werst zu Fuße zurückzulegen, wahrscheinlich hätte sich dann auch in dieser Nacht der Schlaf nicht eingefunden.

Als ich zu Kislowodsk ankam, war es fünf Uhr Morgens; ich warf mich auf mein Bett und schlief wie Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo.

Als ich erwachte, war es bereits dunkel. Ich setzte mich an das Fenster, hüllte mich in meinen Mantel und die Waldluft erfrischte meinen vom Schlaf und der Ermüdung noch etwas schweren Kopf. In der Ferne und hinter dem Flusse schimmerten durch die Zweige der dichten Linden, die ihn mit ihrem Schatten bedeckten, die Lichter im Fort und im Dorfe. In dem Hofe meines Hauses war Alles still; in der Wohnung der Fürstin schimmerte noch kein einziges Licht.

Da trat der Doctor ein. Er zeigte ein finsternes Gesicht. Ganz gegen seine Gewohnheit reichte er mir nicht die Hand.

»Woher kommen Sie, Doctor?«

»Von der Fürstin Ligowski; ihre Tochter ist krank – die Nerven ... Aber darum komme ich nicht zu Ihnen. Hören Sie: die Behörden schöpfen Verdacht, und obgleich kein einziger positiver Beweis gegen Sie vorliegt, möchte ich Ihnen doch rathen, auf Ihrer Hut zu sein. Die Fürstin sagte mir heut', sie wisse, daß Sie sich wegen Ihrer Tochter duellirt hätten. Jener kleine Greis hat ihr Alles erzählt ... Wie soll man's abläugnen? Er ist ja in der Restauration Zeuge Ihres Streites mit Gruschnitzki gewesen. Ich kam, Sie zu benachrichtigen ... Leben Sie wohl. Vielleicht sehen wir uns nicht wieder: man wird Sie irgendwo hinschicken.«

Auf der Schwelle blieb er stehen. Er hätte mir gern die Hand gedrückt ... und wenn ich das geringste Verlangen darnach zu erkennen gegeben hätte, würde er sich mir an den Hals geworfen haben; aber ich blieb kalt wie Stein, und – er ging.

So sind die Menschen! Sie sind sich alle gleich. Sie kennen zum Voraus alle schlechten Seiten einer Handlung, sie helfen, rathen, ja erimuthigen uns, weil sie sehen, daß nicht anders gehandelt werden konnte, – aber dann waschen sie sich die Hände in Unschuld und wenden

sich entrüstet von dem ab, der die Verwegenheit hatte, die ganze Schwere der Verantwortung auf sich zu nehmen. So sind sie Alle, sogar die besten und vernünftigsten ...

Am andern Morgen erhielt ich von der höchsten Ortsbehörde den Befehl, mich in das Fort zu begeben. Ich ging zu der Fürstin, um mich von ihr zu verabschieden.

Sie fragte mich, ob ich ihr nicht etwas besonders Wichtiges zu sagen hätte, und als ich mich darauf beschränkte, ihr zu antworten, ich wünsche ihr alles mögliche Glück u.s.w. – da schien sie sehr überrascht.

»Aber ich,« versetzte sie, »habe Ihnen etwas sehr Ernstes zu sagen.«

Ich nahm schweigend Platz.

Es war offenbar, daß sie nicht wußte, wie sie beginnen sollte. Ihr Gesicht röthete sich ein wenig, während ihre dicken Finger auf dem Tische trommelten; endlich begann sie mit bewegter Stimme also:

»Hören Sie, Herr Petschorin, ich glaube, Sie sind ein Ehrenmann.«

Ich verbeugte mich.

»Ich bin sogar davon überzeugt,« fuhr sie fort, »ob gleich Ihr Verhalten einige Zweifel erregen könnte; aber Sie dürften vielleicht Gründe haben, die ich nicht kenne, und jetzt bitte ich Sie, mir dieselben anzuvertrauen. Sie haben meine Tochter wider Verleumdungen vertheidigt, sich Ihretwegen duellirt – also für sie Ihr Leben aufs Spiel gesetzt ... Antworten Sie nicht, ich weiß, daß Sie das nicht eingestehen werden, weil Gruschnitzki gefallen ist. (Hier bekreuzte sie sich). Gott vergebe ihm – und Ihnen ebenfalls! ... Es ist nicht meine Sache ... ich habe nicht den Muth, Sie anzuklagen, weil meine Tochter, obgleich unschuldigerweise, die Veranlassung gewesen. Sie hat mir Alles erzählt – ja, Alles, glaube ich. Sie haben ihr Ihre Liebe erklärt ... und sie hat Ihnen die ihre gestanden. (Hier seufzte die Fürstin tief auf). Aber sie ist krank, und ich fürchte, es ist nicht eine gewöhnliche Krankheit, an der sie leidet! Ein geheimer Schmerz nagt an ihr; sie will es nicht eingestehen, aber ich bin überzeugt, daß Sie die Ursache desselben sind ... Hören Sie: vielleicht glauben Sie, daß es mir auf Titel und großen Reichthum ankäme – Sie sind vollständig im Irrthum; ich will nur das Glück meiner Tochter. Ihre jetzige Stellung ist nicht glänzend; allein sie kann besser werden; denn Sie sind in der Lage, sich eine andere Zukunft zu schaffen. Meine Tochter liebt Sie; sie ist so erzogen, daß sie ihren Gatten glücklich machen wird.

Ich bin reich, und sie ist mein einziges Kind ... Sagen Sie mir also, was hält Sie ab? ... Ich hätte vielleicht nicht so offen mit Ihnen reden sollen; aber ich habe Vertrauen zu Ihrem Herzen und zu Ihrer Ehre ... Bedenken Sie, sie ist meine einzige Tochter ... mein einziges ...«

Sie begann zu weinen.

»Fürstin,« sagte ich, »es ist mir unmöglich, Ihnen zu antworten; aber gestatten Sie mir, daß ich einen Augenblick allein mit Ihrer Tochter rede ...«

»Niemals!« rief sie aus, indem sie in heftiger Aufregung von ihrem Sitze aufsprang.

»Wie Sie wollen,« versetzte ich – und damit ging ich auf die Thür zu.

Sie dachte einen Augenblick nach, gab mir mit der Hand ein Zeichen zu bleiben und entfernte sich.

Fünf Minuten verstrichen. Mein Herz pochte heftig; allein meine Gedanken waren ruhig, mein Kopf kalt. Vergebens suchte ich in meinem Herzen nach einem Funken Liebe zu der schönen Mary, – nicht das geringste regte sich darin für sie.

Da ging die Thür auf, und sie trat ein.

Mein Gott, wie hatte sie sich verändert, seitdem ich sie zuletzt gesehen, – und in so kurzer Zeit!

Wankend ging sie bis in die Mitte des Zimmers. Ich eilte auf sie zu, reichte ihr meinen Arm und führte sie zu einem Sessel.

Ich stand vor ihr. Beide beobachteten wir langes Schweigen. Ihre großen Augen, in welchen ein Ausdruck unaussprechlicher Traurigkeit lag, schienen in meinen Blicken einen Schimmer von Hoffnung suchen zu wollen. Ihre blassen Lippen versuchten vergeblich zu lächeln; ihre zarten über den Knien gefalteten Hände waren so weiß und durchsichtig, daß ich mich eines Gefühls des Mitleides nicht erwehren konnte.

»Fürstin,« sagte ich, »Sie wissen, daß ich mir einen Scherz mit Ihnen erlaubt habe ... Sie müssen mich verachten.«

Ueber ihre Wangen verbreitete sich eine krankhafte Röthe.

»Und darum,« fuhr ich fort, »können Sie mich nicht lieben.«

Sie wandte sich ab, stützte die Arme auf den Tisch, bedeckte das Gesicht mit den Händen, und es schien mir, als ob Thränen in ihren Augen glänzten.

»O, mein Gott,« murmelte sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

Das wurde unerträglich: Noch eine Minute, und – ich wäre ihr zu Füßen gefallen.

»Sie sehen also selbst,« fuhr ich mit fester Stimme und gezwungenem Lächeln fort; »Sie sehen also selbst, daß ich Sie nicht heirathen kann, und wenn Sie es jetzt sogar wünschen sollten, Sie würden es bald bereuen. Meine Unterredung mit Ihrer Mutter zwingt mich zu dieser offenen und harten Erklärung. Ich hoffe, daß sie sich im Irrthum befindet; es wird Ihnen leicht sein, ihr denselben zu benehmen. Sie sehen, ich spiele in Ihren Augen die bedauernswertheste und häßlichste Rolle, und – auch das muß ich eingestehen – ich kann bei Ihnen keine andere Rolle spielen. Welche schlechte Meinung Sie von mir auch haben mögen, ich unterwerfe mich ihr ... Sie sehen, wie niedrig ich vor Ihnen stehe! ... Nicht wahr? Selbst wenn Sie mich wirklich geliebt hätten, jetzt würden Sie mich verachten?«

Sie wandte sich mir zu, bleich wie Marmor; aber ihre Augen hatten einen furchtbaren Glanz.

»Ich hasse Sie,« sagte sie.

Ich dankte ihr, verbeugte mich achtungsvoll und entfernte mich.

Eine Stunde später brachte mich eine mit drei Courierpferden bespannte Kibitke aus Kislowodsk. Einige Werst von Jessentukoff erkannte ich am Wege den Cadaver meines Pferdes. Der Sattel war fortgenommen, wahrscheinlich von Kosaken, und statt des Sattels saßen zwei Raben auf dem Rücken. Ich fuhr zusammen und wandte die Augen ab ...

Und jetzt, in diesem trübseligen, langweiligen Fort kehrt mein Geist oft in die Vergangenheit zurück, und ich frage mich, warum ich den Weg nicht betreten wollte, den das Geschick mir angewiesen hatte, und wo ich stille Freuden und die Ruhe der Seele gefunden haben würde ... Aber nein, für ein solches Leben war ich nicht geschaffen! Ich gleiche dem Matrosen, der auf einem Piratenschiff geboren und aufgewachsen ist: An Stürme und Schlachten gewöhnt, grämt und härt er sich auf dem festen Lande ab, mag er auch in dem schattigsten Hain lustwandeln, mag auch die Sonne ihre friedlichsten Strahlen auf ihn herabsenden; den ganzen Tag irrt er auf dem Sande am Gestade umher, lauscht dem eintönigen Klatschen der heranrollenden Wellen, und sein Auge starrt in die nebelhafte Ferne: ob nicht dort, an dem blassen Horizont, über dem blauen Abgrund des Meeres das ersehnte Segel sichtbar wird ... Anfangs

gleicht es nur dem Flügel einer Seemöwe, aber nach und nach steigt es aus den Fluten empor und nähert sich dann in raschem Fluge dem einsamen Gestade ...

5. Der Fatalist.

Ich befand mich einst vierzehn Tage auf dem linken Flügel der Armee in einer Kosakencolonie am Don. Es lag dort ein Bataillon Infanterie. Die Offiziere fanden sich bald bei diesem bald bei jenem ein, und die Abende wurden mit Kartenspielen zugebracht.

Als uns einst das Boston langweilte, warfen wir die Karten unter den Tisch und unterhielten uns lange Zeit. Wir waren beim Major S. Ganz gegen die Gewohnheit wurde die Unterhaltung interessant. Das Gespräch drehte sich um die Behauptung, daß der muhamedanische Glaube, des Menschen Schicksal sei in die Sterne geschrieben, auch bei uns viele Anhänger habe; Jeder von uns erzählte verschiedene ungewöhnliche Anekdoten für und wider diese Behauptung.

»Das Alles, meine Herren,« sprach der alte Major, »beweist gar nichts; ist doch nicht einmal einer von Ihnen Zeuge der merkwürdigen Vorfälle gewesen, die Sie als Beweise für Ihre Behauptungen anführen.«

»Natürlich – Niemand,« versetzten mehrere; »aber sie sind uns von durchaus glaubhaften Leuten mitgetheilt worden.«

»Das Alles ist dummes Zeug!« sagte Einer. »Wo sind diese glaubwürdigen Leute, welche das Register gesehen haben wollen, in welchem die Stunde unseres Todes verzeichnet steht? ... Und wenn es in der That eine Vorherbestimmung gibt, wozu ist uns denn der freie Wille und die Urtheilskraft verliehen worden? Warum sollen wir unter dieser Voraussetzung Rechenschaft von unseren Handlungen ablegen?«

In diesem Augenblick stand ein Offizier, der bisher in einem Winkel des Zimmers gesessen, auf und trat langsam auf den Tisch zu. Alle überraschte er durch die Ruhe und Feierlichkeit seines Blickes. Er war, wie schon aus seinem Namen hervorging, von Geburt ein Serbe.

Das Aeußere des Lieutenants Wulitsch entsprach durchaus seinem Charakter. Seine hohe Gestalt und die braune Gesichtsfarbe, das schwarze Haar, die durchdringenden, ebenfalls schwarzen Augen, die große, aber regelmäßige Nase – eine besondere Eigenthümlichkeit seines Volkes – das traurige und kalte Lächeln, das stets um seine Lippen irrte, – das Alles vereinigte sich, um ihm das Gepräge eines besonderen

Wesens zu geben, – eines Wesens, das unfähig war, die Gedanken und Leidenschaften derer zu theilen, welche das Schicksal ihm als Kameraden gegeben hatte. Er war tapfer, sprach wenig, aber scharf und bestimmt. Niemandem hatte er die Geheimnisse seines inneren Lebens oder die seiner Familie anvertraut. Wein trank er fast gar nicht, und was die jungen Kosakenmädchen betraf, – deren Reize nur der zu schätzen weiß, der sie gesehen hat –, so hatte er sich nie um ihre Gunst beworben. Man behauptete jedoch, daß die Frau des Hauptmanns nicht gleichgiltig sei gegen seine ausdrucksvollen Augen; aber er wurde sofort ernstlich böse, wenn darauf angespielt wurde.

Uebrigens hatte er doch eine Leidenschaft, aus welcher er kein Geheimniß machte – die Leidenschaft des Spiels. Am grünen Tisch vergaß er Alles, und gewöhnlich verspielte er; aber sein beständiges Unglück reizte ihn nur noch mehr. Man erzählte sich, er habe einmal während einer Expedition des Nachts auf einem Schemel eine Spielbank improvisirt. Er hatte über alle Maßen Glück. Plötzlich fallen Schüsse, man schlägt Alarm, Alle springen auf und greifen zu den Waffen.

»Setze,« rief Wulitsch, ohne sich stören zu lassen, einem der feurigsten Spieler zu.

»Sieben,« antwortete dieser, indem er davoneilte.

Wulitsch, ganz gelassen inmitten der allgemeinen Aufregung, hob die Karten ab: Es war die Sieben.

Als er seine Kameraden einholte, war das Gefecht schon sehr lebhaft. Ohne sich um die Kugeln oder Säbel der Tschetschenzen zu kümmern, suchte er den glücklichen Spieler auf.

»Es war die Sieben!« rief er ihm zu, als er ihn endlich in den ersten Reihen der Plänkler entdeckte, welche gerade den Feind aus einem Walde zu vertreiben anfangen, und damit trat er heran, zog seine Börse, holte seine Brieftasche hervor und bezahlte den Gewinner, trotz der Vorstellungen, die ihm über das Unpassende der Zahlung gemacht wurden. Nachdem er diese unangenehme Schuld abgetragen, stürzte er sich auf den Feind, riß seine Soldaten mit sich fort und hörte nicht auf, ganz kaltblütig auf die Tschetschenzen zu schießen, bis das Gefecht zu Ende war.

Als der Lieutenant Wulitsch an den Tisch trat, verstummten Alle in der Erwartung, irgend eine originelle Bemerkung von ihm zu hören.

»Meine Herren,« sagte er mit ruhiger, wenn auch tieferer Stimme als gewöhnlich, »meine Herren, wozu das leere Gerede? Sie wollen Beweise – ich schlage Ihnen vor, die Probe folgender Alternative zu machen: Kann der Mensch nach freiem Willen über sein Leben verfügen, oder ist Jedem von uns der verhängnißvolle Augenblick allein vom Schicksal vorher festgesetzt? ... Wer ist zu der Probe bereit?«

»Ich nicht, ich nicht!« ertönte es von allen Seiten.

»Wie kann man einen solch wunderlichen Einfall haben!«

»Ich biete eine Wette,« sagte ich scherzend.

»Welche?«

»Ich behaupte, daß es keine Vorherbestimmung gibt,« sagte ich und warf zwanzig Dukaten auf den Tisch, – das war Alles, was ich in der Tasche hatte.

»Ich halte die Wette,« versetzte Wulitsch mit dumpfer Stimme. »Major, Sie sollen Richter sein. Da sind fünfzehn Dukaten; die übrigen fünf sind Sie mir noch schuldig, und Sie werden so gütig sein, dieselben hinzuzulegen.«

»Sehr schön,« sagte der Major. »Aber ich begreife nicht recht, um was es sich handelt, und wie Sie die Frage entscheiden.«

Schweigend begab sich Wulitsch in das Schlafzimmer des Majors; wir folgten ihm. Er trat an die Wand, an welcher verschiedene Waffen hingen und wählte aufs Gerathewohl eine Pistole.

Wir begriffen noch immer nicht, was das zu bedeuten hatte; aber als er die Pistole mit einem Zündhütchen versah, schrieen mehrere von uns unwillkürlich auf und hielten seinen Arm zurück.

»Was hast du vor? Aber das ist ja Wahnsinn!« rief man ihm zu.

»Meine Herren,« sagte er langsam, indem er seinen Arm befreite, »wer von Ihnen ist bereit, die zwanzig Dukaten für mich zu bezahlen?«

Alle verstummten und entfernten sich.

Wulitsch trat in ein anderes Zimmer und setzte sich an einen Tisch; wir folgten ihm. Er gab uns ein Zeichen, uns um ihn zu setzen. Schweigend gehorchten wir; in diesem Augenblick übte er eine geheimnißvolle Macht über uns aus. Ich sah ihm unverwandt in die Augen; aber er betrachtete mich ruhigen, unbeweglichen Blickes, und ein schwaches Lächeln zuckte um seine blassen Lippen. Allein trotz seiner Kaltblütigkeit glaubte ich den Stempel des Todes auf seinem blassen Gesicht zu lesen. Ich habe die Beobachtung gemacht – und viele

alte Militärs haben dieselbe bestätigt –, daß auf dem Gesichte des Menschen, der nach einigen Stunden zu sterben bestimmt ist, ein seltsamer Ausdruck liegt, der ein geübtes Auge nicht leicht täuscht.

»Sie werden jetzt sterben,« sagte ich zu ihm.

Er wandte sich rasch zu mir um, antwortete jedoch langsam und ruhig:

»Vielleicht ja, vielleicht auch nicht ...«

Und sich dann an den Major wendend, fragte er:

»Ist die Pistole geladen?«

Der Major erinnerte sich in seiner Verwirrung nicht recht.

»Aber nun laß es genug sein, Wulitsch!« sagte einer von uns; »sie ist ohne Zweifel geladen, danach zu urtheilen, wie sie an der Wand hing. Wozu dieser Scherz?«

»Ein dummer Scherz!« fuhr ein Anderer fort.

»Ich wette fünfzehn Rubel gegen fünf, daß die Pistole nicht geladen ist!« rief ein Dritter.

Die Wette wurde angenommen.

Diese umständlichen Ceremonieen langweilten mich.

»Hören Sie,« sagte ich, »entweder Sie schießen, oder Sie hängen die Pistole wieder an ihren Platz; und dann wollen wir zu Bett gehen.«

»Bravo, gehen wir zu Bett!« riefen mehrere.

»Meine Herren, ich bitte Sie, rühren Sie sich nicht vom Platze!« sagte Wulitsch und hielt sich den Lauf der Pistole vor die Stirn.

Wir waren Alle wie versteinert.

»Herr Petschorin,« fuhr er, zu mir gewendet, fort: – »nehmen Sie eine Karte und werfen Sie sie in die Höhe.«

Ich nahm, wie ich mich noch jetzt erinnere, Coeur-Aß vom Tische und warf es in die Höhe: Uns Allen blieb der Athem stehen; Aller Blicke drückten Entsetzen und eine gewisse peinliche Neugier aus, indem sie sich von der Pistole nach der verhängnißvollen Karte wandten, welche, sich in der Luft drehend, langsam herabfiel. In dem Augenblick, als sie den Tisch berührte, drückte Wulitsch auf den Hahn ... Die Pistole versagte!

»Gott sei Dank!« riefen mehrere; »sie war nicht geladen ...«

»Das wollen wir sehen,« sprach Wulitsch.

Er zog von neuem den Hahn zurück und zielte nach einer Mütze, die über dem Fenster hing. Der Schuß ging los – das ganze Zimmer war

voll Rauch. Als sich derselbe vertheilt hatte, wurde die Mütze heruntergenommen; sie war gerade in der Mitte durchlöchert, und die Kugel tief in die Wand eingedrungen. – Während mehrerer Minuten vermochte Niemand ein Wort hervorzubringen, Wulitsch dagegen steckte ganz ruhig meine Dukaten in die Tasche. – Wir fragten uns, warum die Pistole das erste Mal versagt habe. Einige behaupteten, die Zündpfanne sei wahrscheinlich verstopft gewesen; Andere äußerten flüsternd die Meinung, das Pulver sei das erste Mal feucht gewesen, und Wulitsch habe das zweite Mal besseres genommen. Aber ich behaupte, daß diese letztere Annahme unbegründet ist, denn während der ganzen Zeit hatte ich meine Blicke von der Pistole nicht abgewendet.

»Sie haben Glück im Spiel,« sagte ich zu Wulitsch.

»Zum ersten Mal in meinem Leben,« antwortete er mit einem selbstzufriedenen Lächeln; »es ging hier besser als beim Hazardspiel.«

»Dafür war die Sache auch ein wenig gefährlicher!«

»Wieso? Glauben Sie denn jetzt an die Vorherbestimmung?«

»Ja, ich glaube daran; nur begreife ich jetzt nicht, wie ich zu der Ansicht kam, Sie müßten jetzt unfehlbar sterben ...«

Dieser selbe Mann, der sich soeben kaltblütig die Pistole vor die Stirn gehalten, wurde jetzt plötzlich unruhig und verwirrt. »Aber lassen wir's nun genug sein,« sagte er aufstehend: »unsere Wette ist zu Ende und jetzt scheinen mir Ihre Bemerkungen unpassend.« Er ergriff seine Mütze und entfernte sich. Ich war erstaunt über den seltsamen Eindruck, den meine Worte auf Wulitsch gemacht – und nicht ohne Grund.

Bald begaben sich Alle nach Hause, indem sie sich in verschiedener Weise über das sonderbare Wesen des Kameraden Wulitsch unterhielten und mich vermuthlich einstimmig einen Egoisten nannten, daß ich eine Wette angenommen, deren Einsatz das Leben eines Menschen gewesen, als ob er ohne mich keine passende Gelegenheit gefunden hätte, sich zu erschießen ...

Ich kehrte durch die leeren Gäßchen der Colonie nach Hause zurück. Der volle Mond, roth wie der Schein eines Brandes, begann hinter den zackigen Dächern der Häuser emporzusteigen; friedlich schimmerten die Sterne an dem dunkelblauen Himmel, und ich lächelte bei dem Gedanken, daß es einst weise Leute gegeben, welche glaubten, diese himmlischen Lichter nähmen Antheil an unsern nichtigen Streitigkeiten um ein Fleckchen Erde oder um irgend welche

eingebildete Rechte. Ja, diese Leuchten, welche nach ihrer Ansicht nur angezündet sind, um ihre Schlachten und Triumphe zu beleuchten, prangen noch mit dem früheren Glanze, während ihre eigenen Leidenschaften und Hoffnungen längst mit ihnen erloschen sind, – wie ein Feuer, das ein sorgloser Wanderer am Saume des Waldes angezündet hat! Aber andererseits, welche Willenskraft verlieh ihnen die Ueberzeugung, daß der ganze Himmel mit seinen zahllosen Bewohnern auf sie, wenn auch mit stummer, aber unveränderlicher Theilnahme herabblicke! ...

Wir aber, ihre traurigen Nachkommen, die wir auf der Erde umherschweifen ohne Ueberzeugungen und ohne Stolz, ohne Genuß und ohne eine andere Furcht als jene unwillkürliche Angst, welche das Herz bei dem Gedanken an das unvermeidliche Ende zusammenschnürt, – wir sind nicht mehr fähig zu großen Opfern, weder für das Wohl der Menschheit, noch auch für unser eigenes Glück, weil wir das Bewußtsein haben, daß dieses Glück unmöglich ist, – und so schwanken wir gleichgiltig von Zweifel zu Zweifel, wie unsere Vorfahren sich aus einem Irrthum in den andern stürzten, ohne wie sie weder Hoffnungen, noch auch jenen mächtigen, wenn auch unbestimmten Genuß zu haben, welcher die Starken in ihren Kämpfen gegen ihre Mitmenschen oder wider das Geschick begleitet ...

Viele solcher Gedanken gingen mir durch den Kopf; ich hielt sie nicht fest, weil ich es nicht liebe, mich bei abstrakten Gedanken aufzuhalten. Und wozu führt das auch? ... In meiner ersten Jugend war ich ein Träumer; ich liebte es, abwechselnd bald traurige bald freudige Bilder, welche meine unruhige und gierige Phantasie schuf, zu hätscheln. Aber, was ist mir davon geblieben? Nichts als jene Müdigkeit, die man nach einem nächtlichen Kampfe mit einem Gespenst empfindet, und eine traurige Erinnerung voller Bitterkeit.

In diesen vergeblichen Kämpfen habe ich die Glut meiner Seele und jene Willenskraft erschöpft, welche für ein thätiges Leben unumgänglich nothwendig sind. Als ich in dieses Leben eintrat, hatte ich es schon im Geiste durchlebt, und ich empfand eine Langeweile und einen Widerwillen, wie Jemand, der eine schlechte Nachahmung eines ihm schon längst bekannten Werkes liest.

Die Vorgänge dieses Abends hatten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und meine Nerven erschüttert. Ich weiß in der That nicht, ob ich

jetzt an Vorherbestimmung glaube oder nicht, aber an jenem Abende glaubte ich fest daran. Der Beweis war überzeugend, und obgleich ich mich über unsere Vorfahren und ihre dienstwillige Astrologie lustig machte, war ich doch unwillkürlich in dasselbe Geleise gefallen. Aber ich hielt mich selbst rechtzeitig auf diesem gefahrvollen Wege an, und da es Grundsatz bei mir war, nichts entschieden zu verwerfen oder blindlings zu glauben, so warf ich die Metaphysik bei Seite, um die Erde unter meinen Füßen zu sehen. Eine solche Vorsicht war durchaus am Platze, – denn beinah wäre ich über etwas Dickes und Weiches, aber dem Anschein nach, Lebloses gefallen.

Ich neige mich herab – der Mond schien bereits gerade auf den Weg ... Und was sehe ich? Vor mir lag ein Schwein, das mit einem Säbel mitten durchgehauen war ... Kaum hatte ich es erblickt, als ich das Geräusch von Schritten vernahm: Zwei Kosaken kamen aus einem benachbarten Gäßchen hervorgestürzt. Der Eine näherte sich mir und fragte mich, ob ich einen betrunkenen Kosaken gesehen, der ein Schwein verfolgt hätte. Ich sagte ihnen, daß ich dem Kosaken nicht begegnet sei, zeigte ihnen aber das unglückliche Opfer seiner übelangebrachten Tapferkeit.

»Ein solcher Räuber!« rief der zweite Kosak. »Wenn er zu viel Most getrunken hat, vernichtet er alles, was ihm in den Weg kommt. Wir wollen ihm nacheilen, Jeremeitsch wir müssen ihn binden, sonst ...«

Sie entfernten sich; ich setzte meinen Weg mit größerer Vorsicht fort und gelangte endlich glücklich in mein Quartier.

Ich wohnte bei einem alten Corporal, den ich wegen seines guten Charakters, vor allem aber um der hübschen Nastja, seines Töchterchens willen gerne leiden mochte.

Wie gewöhnlich erwartete sie mich, in ihren Pelz gehüllt, an dem Pförtchen. Der Mond beleuchtete ihre schönen Lippen, welche von der nächtlichen Kälte etwas blau geworden waren. Als sie mich erkannte, lächelte sie; aber ich war nicht in der Stimmung, mich mit ihr zu befassen.

»Guten Abend, Nastja,« sagte ich, indem ich an ihr vorüberging. – Sie wollte etwas antworten, seufzte jedoch nur.

Ich schloß hinter mir die Thür meines Zimmers, steckte ein Licht an und warf mich auf das Bett. Allein der Schlaf ließ diesmal länger als gewöhnlich auf sich warten. Im Osten begann es bereits hell zu werden, als ich endlich einschlummerte, – aber ohne Zweifel stand es im Buch des

Schicksals geschrieben, daß ich diese Nacht ohne Schlaf verbringen sollte. Gegen vier Uhr Morgens klopfen zwei Fäuste an mein Fenster. Ich sprang auf.

»Was gibt's?«

»Steh' auf, kleide dich an!« riefen mir mehrere Stimmen zu. Ich kleidete mich rasch an und ging hinaus.

»Weißt du auch, was geschehen ist?« sagten zugleich drei Offiziere, – sie waren leichenblaß.

»Was denn?«

»Wulitsch ist todt.« – Ich war wie versteinert.

»Ja, todt!« fuhren sie fort. »Komm' schnell mit.«

»Wohin denn?«

»Das wirst du unterwegs erfahren.«

Wir gingen. Sie erzählten mir Alles, was geschehen war, nicht ohne verschiedene Bemerkungen einzuflechten über die sonderbare Vorherbestimmung, welche ihn noch eine halbe Stunde vor seinem Tode von einem unvermeidlichen Untergange gerettet hatte. – Wulitsch war über die finstere Straße allein nach Hause gegangen. Da war ihm der betrunkene Kosak begegnet, der das Schwein umgebracht hatte, und vielleicht wäre er, ohne ihn zu bemerken, an ihm vorübergegangen, wenn nicht Wulitsch plötzlich stehen geblieben wäre und ihn gefragt hätte: »Wen suchst du, Freund?«

»Dich!« hatte der Kosak geantwortet.

Und damit hat er ihm einen so furchtbaren Schlag mit seinem Säbel gegeben, daß er ihn von der Schulter bis beinahe zum Herzen durchgehauen hatte ...

Die beiden Kosaken, die mir begegnet waren und den Mörder verfolgt hatten, waren herbeigestürzt und hatten den Verwundeten aufgehoben; allein dieser hatte bereits in den letzten Zügen gelegen und nur diese drei Worte hervorbringen können: »Er hatte Recht.«

»Ich allein begriff den dunklen Sinn dieser Worte – sie bezogen sich auf mich; ich hatte dem Armen unwillkürlich sein Geschick vorausgesagt; mein Instinkt hatte mich nicht getäuscht: Ich hatte wirklich auf seinem veränderten Gesicht den Stempel des nahen Todes gelesen.«

Der Mörder hatte sich am Ende der Colonie in eine leere Hütte eingeschlossen. Wir begaben uns dorthin. Ein Haufen Weiber lief heulend nach derselben Richtung. Von Zeit zu Zeit stürzte ein Kosak, der

die Nacht durchschwärmt, heraus auf die Straße, gürtete in der Eile seinen Kinschal und überholte uns. Der Lärm war furchtbar. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Die Volksmenge umgab die Hütte, deren Türen und Fenster von innen verschlossen waren. Die Offiziere und Kosaken sprachen hitzig mit einander; die Weiber heulen und kreischen. Unter ihnen fiel mir das eigenthümliche Gesicht einer Alten auf, das eine geradezu wahnsinnige Verzweiflung ausdrückte. Sie saß auf einem Balken, die Ellenbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in den Händen haltend, – es war die Mutter des Mörders. Ihre Lippen bewegten sich von Zeit zu Zeit ... Flüsterten sie ein Gebet oder einen Fluch?

Es mußte jedoch irgend ein Entschluß gefaßt werden, um den Verbrecher zu ergreifen. Aber Niemand wagte sich zuerst an die Hütte heran. – Ich näherte mich dem Fenster und blickte durch einen Spalt des Ladens. Der Kosak lag bleich auf der Diele, in der Rechten eine Pistole haltend; der blutige Säbel lag neben ihm. Er rollte die Augen mit einem furchtbaren Ausdruck umher; bisweilen erbebte er und griff sich an den Kopf, als ob er sich undeutlich an das Geschehene erinnere. Ich vermochte keine große Entschlossenheit in diesem unruhigen Blicke zu lesen und sagte zu dem Major, das Beste sei, die Thür einzustoßen und die Kosaken jetzt eindringen zu lassen, damit er nicht Zeit finde, erst wieder zum vollen Bewußtsein zu kommen.

In diesem Augenblick trat ein alter Jessaul¹² auf die Thür zu und rief ihn bei Namen; der da drinnen antwortete.

»Du hast gesündigt, Bruder Jefimitsch,« sagte der Jessaul; »es ist also nichts mehr zu machen, – du mußt dich ergeben!«

»Ich ergebe mich nicht!« antwortete der Kosak.

»Versündige dich nicht wider Gott! Du bist ja doch kein verfluchter Tschetschenze, sondern ein ehrlicher Christ. Und wenn du dich zu einem Verbrechen hast hinreißen lassen, so ist nichts zu machen, deinem Schicksal wirst du nicht entgehen!«

»Ich ergebe mich nicht!« schrie der Kosak mit drohender Stimme, und wir hörten, wie der aufgezogene Hahn knackte.

»Heda, Mütterchen,« sagte der Jessaul zu der Alten; »rede du deinem Sohne zu; vielleicht hört er auf dich ... Dies Alles reizt ja nur den Zorn Gottes. Schau, die Herren warten bereits zwei Stunden.«

Die Alte sah ihn starr an und schüttelte den Kopf.

¹² Kosakenhauptmann.

»Wassili Petrowitsch,« sprach der Jessaul, zu dem Major tretend, »er wird sich nicht ergeben; ich kenne ihn, und wenn man die Thür einschlägt, wird er mehr als Einem den Garaus machen. Wäre es nicht das Beste, ihn niederzuschießen? Da in dem Fensterladen ist ein breiter Spalt.«

In diesem Augenblick zuckte mir ein seltsamer Gedanke durch den Kopf: Gerade wie Wulitsch wollte ich das Schicksal versuchen. »Warten Sie,« sagte ich zu dem Major; »ich werde ihn lebendig ergreifen.«

Ich sagte dem Jessaul, er möge durch ferneres Reden mit ihm seine Aufmerksamkeit ablenken, und nachdem ich drei Kosaken an der Thür aufgestellt, mit dem Befehl, sie auf ein gegebenes Zeichen einzustoßen und mir zur Hilfe zu kommen, ging ich um die Hütte herum und näherte mich dem verhängnißvollen Fenster; heftig pochte mir das Herz.

»Du verfluchter Kerl!« schrie der Jessaul. »Willst du dich noch über uns lustig machen! Oder meinst du, wir würden mit dir nicht fertig!« Und er begann mit aller Gewalt gegen die Thür zu stoßen. Ich legte das Auge an den Spalt und folgte allen Bewegungen des Kosaken, der von dieser Seite durchaus keinen Angriff erwartete. Plötzlich riß ich den Fensterladen auf und stürzte mich mit dem Kopf nach unten in die Stube. Es fiel ein Schuß, eine Kugel flog dicht an meinem Ohr vorbei und zerriß meine Epaulette. Aber der Pulverdampf, der die Stube erfüllte, hinderte meinen Gegner, sofort seinen neben ihm liegenden Säbel zu finden. Ich hielt ihm die Hände fest, die Kosaken stürzten sich auf ihn, und nach drei Minuten war der Verbrecher gebunden und unter Bedeckung abgeführt. Die Menge zerstreute sich und die Offiziere beglückwünschten mich ... In der That, sie hatten Grund dazu.

Nach solchen Vorfällen sollte Einer nicht Fatalist werden! Aber wer weiß wirklich, ob er von etwas überzeugt ist oder nicht? ... Wie oft halten wir für eine Ueberzeugung, was nur Sinnestäuschung oder ein Irrthum des Verstandes ist! ... Ich liebe es, an Allem zu zweifeln. Diese Neigung beeinträchtigt die Entschiedenheit des Charakters nicht; im Gegentheil; wenigstens was mich betrifft, ich gehe immer kühner vorwärts, wenn ich nicht weiß, was mich erwartet. Etwas Schlimmeres als den Tod kann es nicht geben – und dem Tode entgeht man nicht.

In das Fort zurückgekehrt, erzählte ich Maxim Maximitsch Alles, was mir begegnet war und den Auftritt, wovon ich Zeuge gewesen; ich wollte wissen, was er über die Vorherbestimmung denke. Anfangs

begriff er dieses Wort nicht, aber ich erklärte es ihm, so gut ich konnte, und da schüttelte er bedeutsam den Kopf und sagte:

»Ja, ja ... freilich ... das ist ein sehr wunderlicher Vorfall! ... Uebrigens versagen diese Hähne aus asiatischen Werkstätten sehr häufig, wenn sie schlecht geschmiert sind oder man nicht stark genug darauf drückt. Ich gestehe, mir gefallen diese tscherkessischen Büchsen nicht. An eine solche Waffe kann sich Unsereins nicht gewöhnen; der Kolben ist zu klein – und wenn man sich nicht in Acht nimmt, verbrennt einem das Zündpulver die Nase ... Was dagegen ihre Säbel betrifft – alle Achtung, alle Achtung!«

Nach kurzem Schweigen setzte er hinzu:

»Ja, es thut mir leid um den armen Burschen ... Aber was zum Teufel plagte ihn auch, des Nachts einen Betrunkenen anzureden! ... Uebrigens war es ihm ohne Zweifel schon in der Wiege so bestimmt!« ...

Mehr konnte ich aus ihm nicht herausbringen; er war überhaupt kein Freund von philosophischen Erörterungen.

Ende.

Lermontoff, Michael: Ein Held unsrer Zeit. Übers. v. Wilhelm Lange, Leipzig: Verlag von Phillipp Reclam jun., [o. J.].